Omars Lehren,

oder

Biographien zur Menschenkenntniß.

Ein Buch

für die Welt, wie sie ist, nicht wie sie seyn soll,

geschrieben

von

dem Hofrathe von Eckartshausen.

Zweyter Band.

München, 1791

bey Joseph Lentner, Buchhändler nächst dem schönen Thurme.

Der Vezier.

Einer der Könige aus Indostan hatte einen Vezier, der einsichtsvoll, und zugleich seinem Könige getreu war. Tugend blühte unter seiner Regierung, und der verdienstvolle Mann wurde hervorgesucht, wenn ihn auch das Elend in einen Winkel verbarg. Der Unterthan war glücklich, denn Wohlwollen war in den Gesetzen des Fürsten, und binnen der Zeit, als ganz Asien seine Regierung pries, zitterten die Feinde des Staates im Auslande, und erhoben kaum ihr geblendetes Auge gegen den Schimmer der Krone, die den König von

Indostan deckte. Vergnügt sang der Niedrige in seiner Hütte jeden Abend einen Lobgesang seinem Könige. Keine drückende Sklaverey lastete den Landmann, der als das nützlichste Glied in der Kette der Gesellschaft betrachtet ward. Verdienste gaben Rang, und Tugend theilte die Titel aus; alles andere war Tändeley, und der König würdigte keinen Mann, ausgenommen den Rechtschaffenen, seiner Achtung. Des Königs Freund war der Vezier, dem Indostan sein Glück zu danken hatte.

So sehr als der Weise mit der Regierung des Königs zufrieden war, so unzufrieden war der Höfling; so glücklich sich der Arme schätzte, so unglücklich däuchte sich der gefühllose Reiche. Es liegt in der Natur des Nachtvogels, daß die Eule höchst unzufrieden ist, wenn die Sonne an Himmel tritt. Die Frösche, die im Sumpfe quacken, verachten die blühenden Fluren, und das kriechende Insekt kennt die Wonne des heitern Himmels nicht. So gieng es am Hofe von Indostan. Bald sammelte sich die Menge der Unzufriednen, und rottete sich gegen den Vezier. Der Neid, dieses nächtliche Ungeheuer, trat aus seiner Höhle her-

hervor, und gewohnt, alles zu verfolgen, was groß und edel ist, wagte es sich auch gegen den Vezier.

Der Pöbel, der eine Maschine ist, von Zufällen abhängt, und von Augenblicken geleitet wird, vereinte bald seine Stimme mit dem Lärmen des Lästerers. Man verfolgte den Vezier, ohne zu wissen, warum. So handelte der Pöbel, der die Verdienste des großen Mannes nicht eher kennt, als bis er selben verloren hat. So sind die Menschen: ungerecht behandeln sie oft den besten König, ungerecht den besten Minister. — — Wie kann es aber auch anders seyn? Wer sieht die Sache so an, wie sie ist? Wer setzt sich an die Stelle des Königs, wer an die des Ministers? — Hier sind hundert Sollizitanten um ein Amt, das doch nur Einer erhalten kann; dieser Eine erhält es, und nun hat der König neun und neunzig Unzufriedene, unter welchen kaum Einer seyn wird, der den König oder den Minister nicht einer Ungerechtigkeit beschuldigt, weil er das Amt nicht erhielt.

Es wird Krieg, und man beschuldigt die Grossen, daß sie Tyrannen sind, daß sie das Blut ihrer Bürger nicht schonen,

und Menschen ihren Launen aufopfern. Hier ist hingegen ein friedsamer Fürst; er sucht die Sache in Güte beyzulegen, und das Volk beschuldigt ihn der Feigheit, Mangels an Vaterlandsliebe. Sagt der König: Friede! so will das Volk Krieg. Der Minister macht wichtige Entwürfe, grosse Unternehmungen, und man beschuldigt ihn des Ehrgeitzes, des Eigennutzes, einer übertriebenen Geschäftigkeit. Der Minister ist in seinen Unternehmungen glücklich, und das Volk murrt; er ist unglücklich, und das Volk schmäht. Hier reicht er seine milde Hand einem Unterdrückten, und Schmähsucht legt ihm Parteylichkeit zur Last; hier straft er aus Gerechtigkeit, und das Volk beschuldigt ihn der Barbarey. Es giebt bald keine Handlung, die nicht zweydeutig ausgelegt wird, kein edles Unternehmen, das nicht die Bosheit vergiftet. Was ist das Resultat hievon? — So sind die Menschen. Warum sind sie aber so? — Weil es in der Natur des ungebildeten Menschen so liegt; weil die übertriebene Selbstliebe der rohen Menschen niemanden Gerechtigkeit widerfahren läßt, als sich selbst; weil der unerzogene Mensch niemanden lobt, als sich selbst; kein Verdienst

kennt,

kennt, als das seine; weil für solchen jede edle That eine Beleidigung, jeder Vorrang eine Beschimpfung ist, weil der Neid die Seele des Ungebildeten martert, und weil der Ungebildete immer Fehler in andern zu finden sucht, um die seinigen zu vergessen: das ist die Ursache; wer hieran zweifelt, der untersuche sein eigenes Herz. Unsere Selbstliebe überwiegt immer die Liebe des andern, unser Stolz erhebt uns über alle andere, daher finden wir nichts gut, was wir nicht selbst machen. Man besuche nur dort und da eine Schenke, und höre den Urtheilen ungebildeter Menschen zu. Da tadelt ein jeder; ein jeder will regieren, und einer besser als der andere. So wie es unter dem gemeinen Pöbel ist, ist es auch unter dem grossen, unter dem Pöbel des Frauenzimmers, unter dem Pöbel der Gelehrten, denn überall ist Pöbel.

So eben gieng es auch in Indostan. Der gute redliche Vezier wurde manchmal abscheulich durchgelassen, und der König mit. Die Aergsten bey dieser Sache waren die politischen Kannengießer, und die Dellerlecker, die täglich auf eine Mittagssuppe

lauern, damit sie sagen können: Heute habe ich bey dem Baron von N., gestern bey dem Grafen von ***, und vorgestern bey dem Marquis gespeiset. Heute bin ich zum Soupe gebethen bey Miß **, und morgen zum Frühstücke bey der Lady * * *. Diese schmähten nun allemal abscheulich über den braven Minister, denn da sie sich ganz natürlicher Weise von diesem Manne nichts zu versprechen hatten, der in seinem Herzen solche Narren verabscheuen konnte, so ließen sie ihre Galle ganz gegen ihn aus, und fanden bald Anhänger unter den Unzufriedenen. Der Vezier war der Sonne ähnlich, die, so rein und helle sie auch ist, doch immer ein Gegenstand des Abscheues für den Vogel der Finsterniß bleibt.

Ermüdet von dem immerwährenden Klagen, abgezehrt von Kummer, die besten seiner Anstalten vereitelt, und die edelsten seiner Absichten verargt zu sehen, entzog sich der Vezier manchen Tag dem Gewühle des Hofes, und brachte seine Stunden in einem Landhause zu, das er sich gemiethet hatte, und das in Mitte eines großen Waldes lag. Da gieng er oft die Tage

seines

seines Lebens durch, und überdachte die Jahren-Reihe desselben. Was habe ich nun für mich selbst gethan, rief er auf, seitdem ich als Sklave des Glückes an den Ketten des Hofes schmachtete? Belastet mit diesen ehrwürdigen Fesseln unterliege ich ihrer Bürde. Ich habe meine Sorgen, meine Arbeiten, mein Leben selbst mit einem Volke getheilt, das mir mit Undank lohnt, das mich hasset, das vielleicht selbst nach meinem Blute dürstet. Das Glück dieses Volkes, seine Ruhe, seine Zufriedenheit ist mein Werk. Es genießt dieses alles, ohne zu denken, welche Mühe es meinem Herzen kostete. In dem Schooße der Ruhe, und des Glückes pflückt es nun Dörner von den Rosenstöcken, die ich pflanzte, um mich zu umwinden. Unselige Würde! die du mir die Ruhe meiner Tage raubtest, wie betriegerisch bist du! — Deine heuchelnde Mine lächelt uns Glück zu, und Unglück ist alles, was wir finden. So blendet ein Irrlicht den verirrten Wanderer in grauenvollen Nächten, und statt ihm den Weg zur Ruhe zu zeigen, führt es ihn zum Verderben.

Ver-

Versenkt in tiefe Melancholie, wandelte der Vezier in die Tiefe des Waldes. Schauerlich dunkler Schatten, und feyerliche Stille, heiligte hier den Ort, und flößte Ehrfurcht dem Vorübergehenden ein. Ein kleiner Hügel erhob sich in dieser Einöde. Einige Säulen zierten ihn, und ungekünstelte Grabmäler stunden da umschattet von traurigen Cypressen. Vergebens forschte der Vezier zu wissen, wer hier wohnte, wessen Asche diese Steine deckten, die Namen waren ihm unbekannt, unbekannt diese ganze Gegend. Die Sonne war am Mittage, und er entschloß sich wieder zurückzukehren, und nahm sich vor, den kommenden Morgen diesen Ort wieder zu besuchen, als er jähling einen ehrwürdigen Greisen erblickte. Heiterkeit und Majestät war auf seiner Stirne, sanftes, freundliches Lächeln auf seinen Lippen. Ein langer, weißer Bart floß bis auf seinen Gürtel herab. Verzeiht, sprach der Vezier, ehrwürdiger Alter! verzeiht meiner Neugierde. Ohne Zweifel seyd Ihr der Innhaber dieser Einsiedeley? Sagt mir, was bedeuten diese Säulen, und diese Grabmäler? Niemand, erwiederte der Alte, als ich, verehrungswürdiger Vezier! kann Euch

bes=

besser von diesem allen Auskunft geben. Es sind Monumente, würdig Eurer Neugierde. Aber die Sonne steht senkrecht über unserm Scheitel, diese ausgetrocknete Laube vertheidigt uns vergebens von ihren brennenden Strahlen. Folgt mir, jenseits des Hügels ist meine Hütte. Da wollen wir uns setzen, und ich Euch erzählen. Erwartet nicht viel — — nichts weiters, als was ein Einsiedler Euch geben kann.

Der Vezier folgte dem Einsiedler, und dieser führte ihn seiner Hütte zu. Ein kleines Gärtchen umgab diese Hütte, Obstbäume wölbten sich unter der Last der Früchte über blühende Rasen, die mit Blumen überdeckt waren. Die Erde war mit Gemüse bewachsen, und alles verkündete Redlichkeit und Arbeit. Der Einsiedler, der seinen Blick auf den Vezier heftete, lächelte sanft, als er seine Verwunderung bemerkte.

Fünf Söhne, fieng der Eindsiedler an, machten das Glück meines Lebens. Diese Grabmäler, die ich ihrem Andenken errichtete, sind alles, was mir noch von ihnen übrig ist; sie sanken im Kampfe fürs Vaterland, und hinterließen mich allein — den einzigen, werth des Mitleidens und

des Bedauerns. Diese Grabhügel, die Ihr hier sehet, habe ich mit meinen Händen errichtet, und ich selbst baute mir diese Hütte, damit meine Thränen ungehindert fliessen möchten. Es war eine Zeit, wo die ganze Natur in Dunkelheit verschleyert vor mir lag; die Quelle der Bitterkeit war im Innersten meines Herzens, und meine Tage flossen hin in Kummer. Die Zeit heilte aber meinen Schmerz, und ich sah wieder mit Vergnügen die Blumen, die um diese Stätte aufblühten. Ich hörte den Gesang der Nachtigall wieder, und obgleich das Bild meiner Kinder noch immer in meiner Seele ist, so verwandelte sich doch der brennende Schmerz in ein sanfteres Gefühl von Traurigkeit. Hier auf diesen Gräbern überdenke ich oft die große Wahrheit der Ewigkeit, wenn Stille in der Gegend herrscht, und der Mond in Frühlingsnächten seinen Schimmer über diesen Ort wirft.

Zwanzig Jahre sind über mein Haupt hingeflossen, seit dem Verlurste meiner Söhne, und mein Alter sagt mir, daß uns der Tod bald wieder vereinen wird. Schon höre ich ihre Stimme, die mir aus dem Grabe heraufruft; bald wird sich mei-

ne-

ne Asche mit der Asche deren mischen, die mir so werth waren. Von achtzig Jahren, die ich lebe, diente ich zwanzig meinem Vaterlande, und die übrigen schenkte ich der Betrachtung ewiger Wahrheiten, und der stillen Ruhe der Weisheit. Nicht im trägen Müßiggange bringe ich hier meine Tage zu, sondern ich lebe noch ganz für die Menschen; fließt auch mein Blut nicht mehr im fürchterlichen Kampfe, so ist doch meine Bemühung fürs Vaterland nicht minder edel; ich suche gute Bürger, und gute Menschen zu bilden. Hier auf dieser Stätte entscheide ich die Irrungen der Bewohner dieser Gegend; ich tröste den Unglücklichen, versöhne die Feinde, und trockne die Thränen von den Wangen des Elendes: — dieß ist meine Beschäftigung. Glücklicher Greis! rief der Vezier auf, und seufzte tief aus seinem Herzen; wie beneidenswürdig ist Euer Schicksal! — — das glänzende Fantem des Glückes hat Euch also nie an einen Hof gefesselt, das Irrlicht der Grossen verführte Euch nie in Sumpf der Pracht, und in Morast des menschlichen Stolzes. Ihr habt die Ruhe Eurer Tage nie um Puppenspiele verkauft, und die Glückseligkeit um den Rauch eines eiteln

Ansehens. Still lohnet hier Euer Herz Eure Verdienste, da die unsrigen der Neid vergiftet. Ihr kennet diese prächtigen Paläste nicht, diese herrlichen Kerker, wo der Mensch, mit goldenen Fesseln belastet, prächtig elend ist. Ihr kennet die Sorge nicht, die an der goldenen Tapete hängt, und ruhig seht Ihr von Ferne den stürmenden Wogen zu, die am Hofe manchen an verborgene Klippen hinwerfen. O wie beneidenswerth ist dein Glück, Greis! — Könnte ich mit Dir hier in deiner Hütte leben, vertauschen wollte ich freudig den Palast mit dieser Einsiedeley — vertauschen den drückenden Reichthum mit dieser seligen Armuth. So sprach der Vezier, und mit Thränen verließ er den Alten, und kehrte zurück an Hof, wohin sein Amt, und seine Pflicht ihn riefen.

Allein auch in Mitte des Hofes, im Gewühle der Geschäfte war der Vezier nicht mehr ruhig. Sein Stand schien ihm täglich mehr zur Bürde zu werden, je mehr er das Glück des einsamen Weisen überlegte. Oft besuchte er diese Gegend, die soviel Reitze für sein Herz hatte, und die Augenblicke waren Götterglück für ihn, die

er

er diesem Einsiedler schenken konnte. Ich bin glücklich, sagte er, an Deinem Glücke Theil nehmen zu können, weil ich des Glückes nicht ganz genießen kann.

Oft sah der Vezier, wie der Greis auf einem Hügel saß, und durch seine weisen Meynungen Ruh und Friede den Menschen predigte. Mit Ehrfurcht hörte ihm das ländliche Volk zu, und der Ausspruch eines Orakels war nie so wichtig als der seine. Groß ist das Glück, Menschen zu lieben, und wieder von ihnen geliebt zu werden.

Binnen der Zeit, als der rechtschaffene Vezier keine andere Beschäftigung hatte, als das Glück derjenigen zu besorgen, die der König seiner Treue anvertraute, binnen dieser Zeit arbeiteten die Bösen an seinem Sturze. Vergebens schützet sich oft die Tugend wider den Neid; oft gelingt es dem Höflinge, den Rechtschaffenen zu verläumden, und den verdächtig zu machen, der die Ehrlichkeit selbst ist. So ergieng es dem Vezier. Er wurde bey dem Könige verschwärzt. Dieser große, edle Mann, der Vater der Nation, der Wohlthäter der Bürger, der Beschützer seines

nes Königs schmachtete nun im Kerker. — Dieß war der Lohn seiner Arbeiten.

Ganz dem Grame überlassen überdachte nun der Vezier in diesem traurigen Orte die Undankbarkeit der Menschen. Nun sah er sich von jedem verlassen, der zuvor bey seinen Füssen kroch, und selbst der, der sein Freund war, traute sich nicht für den Unschuldigen zu sprechen. Nie schien das Glück des Einsamen dem Vezier beneidenswürdiger, als in dieser seiner Lage. Den schätzte er glücklich, der weit entfernt von den Stürmen des Hofes in der einsamen Hütte lebt, den ein schattenreicher Baum unter seinen fruchtvollen Aesten verbirgt.

Die Feinde des Königs bedauerten selbst den Sturz dieses großen Mannes, obgleich noch ihre Wunden bluteten, und sie ließen ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren, als das Volk, für welches der Edle sein Leben gewagt hatte. Ungeduldig erwartete der Pöbel, der ganz Laune ist, den Ausgang der Sache, und es schien, als freute er sich mehr über den Untergang des Veziers, als über den Triumph seines Sieges. Einige wenige Freunde des Veziers, deren

Liebe

Liebe aber treu und ewig war, wagten sich zu dem Throne des Monarchen. Sie sprachen für die unterdrückte Unschuld, und brachten es dahin, daß sich der König entschloß, den Vezier öffentlich über die Anklagen, die man gegen ihn erhoben hatte, zu verhören. Der Tag zu dieser Feyerlichkeit war bestimmt. Kaum leuchtete die Morgensonne über die Gegenden von Indostan, als der Pöbel gedrängt sich sammelte, den Vezier zu sehen, mehr aus Neugierde, als aus Eifer zur Gerechtigkeit. Alle Gassen waren voll, Kinder und Weiber liefen herbey, Niedrige und Grosse, alles wollte den Minister in Fesseln sehen.

Der Mensch hat wunderliche Launen. So lange mancher im Glücke ist, Größe und Ansehen ihn schützt, so lange kriechen viele zu seinen Füssen, aber eben diese kriechenden Insekten sind die Ersten, derer Stachel ihn verletzt, wenn seine Größe verschwindet, wenn sein Ansehen fällt; so ergieng es auch dem Vezier. Der König zeigte sich dem Volke; ein prächtiger Thron erhob sich auf offenem Platze, und mit Ketten belastet, trat der Vezier hervor, und alles war aufmerksam auf seine Vertheidigung. Gräßlich

lich war der Auftritt, den großen Mann in Fesseln zu sehen. Seine grauen Haare hiengen zerstreut um seine Schultern, und er trocknete mit selben die Thränen aus seinen Augen. Dieses Bild verursachte eine gähe Veränderung unter dem Volke. Die Wuth verwandelte sich in Mitleiden, und sein Anblick erinnerte manchen Unglücklichen an die Wohlthaten, die er von ihm genoß. Ein dumpfes Gemurmel erhob sich unter dem Volke, das endlich in ein lautes Geschrey ausbrach: König! König! — — gieb uns unsern Wohltbäter wieder! — Der Pöbel hat keinen Charakter; er ist böse und gut, grausam und mitleidig, wie die Umstände sind. Eine Kleinigkeit kann ihn empören, ein Nichts besänftigt ihn wieder. Nun herrschte gänzliche Stille unter dem Volke. Der Vezier sprach, und Würde und Anstand war in seinen Reden. Es war nothwendig, fieng er an, großer König! daß man mich in Deinen Augen verdächtig machte, denn ich war Dein, und Deines Volkes, Freund, und können Könige und Völker wohl Freunde haben? — Wer ist mehr der Gefahr des Sturzes ausgesetzt, als der, der seinen König, und sein Vaterland, liebt, denn er hat wenig Freun-

de,

de, weil wenig Freunde des Königs und des Vaterlandes sind? — Seine Offenherzigkeit ist Beleidigung für die, die vermummte Herzen haben; seine Treue ein gehäßiger Spiegel für die, die den König plündern, und seine Abhänglichkeit ein ewiger Vorwurf für jene, die nicht den König, sondern ihr eigen Interesse, lieben. Da am Hofe die meisten nur für ihren Eigennutz arbeiten, und ich nur für den Deinen, grosser König! bedacht war, so war es ja nothwendig, daß meine Entwürfe die Entwürfe anderer durchkreuzten, und mir also Feinde machten. Wahrheiten konnten sie nicht wider mich aufbringen, sie mußten also ihre Zuflucht zur Verläumdung nehmen; nun Dank Dir, daß Du mich gehört hast, grosser König! verurtheile mich nun, und laß mich sterben; ich sterbe gern, wenn nur der Gedanke mich ins Grab begleitet, daß mein König mein Herz kannte, daß er wußte, wie sehr ich ihn liebte.

Da entlarvte nun der Vezier mit Nachsicht seine Feinde, und vertheidigte sich über jeden Punkt. Er zeigte, wie man dem Interesse des Königs zu nahe trat, wie er sich entgegensetzte, und was die

Ursache seines Falles war. Thränen vergoß der König bey dieser Vertheidigung; er fiel dem Vezier um den Hals, und drückte ihn an seine Brust. Ein Jubelgeschrey ertönte unter dem Volke, und alles frolockte wieder. Allein der Vezier nur blieb gelassen dabey; er legte seine Stelle nieder, und kam nur manchmal noch an Hof als Freund des Königs. Er verlebte die letzten Tage seines Lebens bey dem Einsiedler in Ruhe und Zufriedenheit. Der König besuchte ihn oft, und hörte seinen Rath an in jeder wichtigen Angelegenheit. Noch steht der Stein unter einer Linde, wo sie sassen, und noch kann man die Worte in dieser Einsiedeley deutlich lesen, die der König mit eigner Hand in Marmor grub:

„Könige haben selten Freunde, und die, die sie haben, werden ihnen meistentheils verdächtig gemacht.“

Grösse, Ansehen, Macht ist selten das Glück der Menschen.

Alles, was ausser uns ist, hängt von Zufällen ab; nur das, was in uns ist, bleibt ewig.

Grösse der Seele, Zufriedenheit des Herzens, Bewußtseyn der Rechtschaffenheit — Diese Schätze entreißt kein Mensch unserm Herzen.

Wer in grossen Städten und am Hofe lebt, wer seinen Fürsten und sein Vaterland wahrhaft liebt, der dient ihnen aus Liebe; nicht aus Absichten — Stolz — Interesse.

Der Rechtschaffenste ist der Verfolgung in Städten unterworfen, denn das Verdienst selbst ist Beleidigung für manchen.

So lange unser Interesse das Interesse Anderer nicht durchkreuzt, so kann man wohl so fortleben, sonst aber bekömmt man bald Feinde.

Es giebt Menschen, die Talente, Ansehen, Verdienst, selbst die Tugend beneiden, ohne daß sie selbst Talente und Tugend haben, denn sonst würde der Neid nicht ihre Herzen verunstalten.

Wer Gutes thun will und Grosses, der thue es um des Guten und des Grossen willen, denn von Menschen muß er selten Dankbarkeit erwarten.

Ich habe meine Denkart bereits so eingerichtet, daß ich immer das Schlimmste von Menschen erwarte, und so kränkt mein Herz nichts unvermuthet.

Von dem, den du liebst, erwarte Verfolgung; von dem, dem du Gutes thust, Undankbarkeit; und betriegst du dich, so ist der Betrug glücklich; erwartest du aber Liebe und Dankbarkeit, und du betiergst dich — wie unglücklich bist du dann! —

Hasse die Menschen nicht, weil die meisten so sind; sieh sie an als Kinder, die keine Erziehung haben, wie ungebildete Geschöpfe — hasse sie nicht, sondern bemitleide sie.

Trockne eine Thräne aus dem Auge des Unglücklichen, und bringe lächelnde Zufriedenheit ins Gesicht des Bekränkten, und fühle, was Menschen-Glück ist.

Liebe die Tugend ohne Absicht: Menschen können die Tugend nicht lohnen, sie lohnt sich nur selbst durch das Bewußtseyn.

Betrübe dich nicht, wenn die Menschen über dich schmähen, wenn sie die besten deiner Handlungen vergiften, wenn nur

dein

dein Herz dir sagen kann: Ich verdiene es nicht.

Der rohe Mensch beurtheilet jeden nach seinem sinnlichen Gefühle, und da er sich keine Begriffe machen kann von edlern, höhern Gefühlen, wie kann er deine Handlungen beurtheilen?

Wo es viele sinnliche Menschen giebt, urtheilt man blos nach der Sinnlichkeit, und da kennt man die feinern Freuden des Geistes nicht.

Menschen, die unfähig edler Thaten sind, vermuthen auch von andern nichts Edels, denn ihre Begriffe sind niedrig und eingeschränkt.

Das Glück des Menschen ist nicht ausser ihm; vergebens sucht er es. Das wahre Glück, das ein Sterblicher finden kann, liegt in seinem Herzen.

Sey reich, und ein Zufall macht dich arm; sey der Günstling des Königs, und eine Cabale stürzt dich vom Hofe. Laß dich vom Pöbel vergöttern, und dieser Pöbel, der dich heute vergöttert, lastet dich morgen mit Ketten. Suche dein Glück in

der Liebe, und du kannst Untreue finden: wirf dich in die Arme des Freundes, und vielleicht tödtet dich Verrätherey: sey aber groß und edel in deiner Seele, und wer kann dir deine Grösse entreissen? — In Lumpen bist du noch der, der du im Purpur warst, in Ketten noch der, der am Hofe warst; — nur die Tugend bleibt dir ewig treu.

Genieße die Freuden der Welt als ein Geschenk der Gottheit; aber laß dich nicht von ihnen fesseln. Geniesse sie mit einer gewissen Gleichgültigkeit, ohne grosser Erwartung, und du wirst glücklicher seyn.

Suche dir so wenig Bedürfnisse zu machen, als dir möglich ist, denn je mehr ein Mensch Bedürfnisse hat, desto unglücklicher ist er. Die Bedürfnisse der Natur sind wenig, aber die wir uns selbst machen, sind unzählbar.

Wenn du am Hofe lebst, und kennst die Bedürfnisse des Ehrgeitzes nicht; wenn Titel, Bänder und Chargen unbedeutende Dinge für dich sind; und wenn nur, deinem Fürsten zu dienen und deinem Vaterlande nützlich zu seyn, dein Wunsch ist, dann fängst du an klug zu werden.

Wenn

Wenn du die erwachsenen Menschen aus ihren Handlungen willst kennen lernen; wissen willst, ob sie der Weisheit näher gekommen sind, oder nicht, so vergleiche ihre Handlungen mit der Kinder ihren, und du wirst dich nicht betriegen.

Menschen verändern oft nur ihre Tändeleyen, ihre Spielwerke, selten ihre Herzen.

Da zankt sich der Knabe um eine Puppe, dort der Mann um einen glänzenden Rock; hier spielt der Knabe den Soldaten, dort der Mann den Helden, ohne daß er es ist — es ist nur Spielwerk.

Groß ist der, der seine Grösse nicht in Titeln, in Chargen, in Bändern, in Kleidungen, sondern in seinem Herzen, hat, denn der Zufall kann ihm nichts entreissen, er bleibt ewig der, der er ist.

Lasset dem Höflinge seine Tändeleyen, und dem Rechtschaffenen sein Herz. Dieser liebt allein den Fürsten, jener liebt nichts, als sich selbst. Sein Ansehen giebt ihm sein Rock, seinen Stolz die Dummheit des gaffenden Pöbels; aber der Rechtschaf-

fene trägt alles in seinem Herzen. Seine Treue und Liebe gegen den Fürsten, gegen das Vaterland ist ewig, nackt ist er das, was er im Prunke der Kleider war, und sterbend noch der, der er im Leben war — der Freund — der Getreue des Fürsten.

Da Umstände, Erziehung und Verschiedenheit der Lage den Menschen machen, so muß man den Stadt-Menschen wohl von dem Land-Menschen unterscheiden.

Der Mensch auf dem Lande ist ganz Natur, ganz Einfalt; der Stadt-Mensch ganz Zwang, ganz Kunst. Ist der Land-Mensch böse, so ist Rohheit der Sitten, Wildheit Ursache; beym Stadt-Menschen Kunst. Er hat sich zum Bösewicht gekünstelt, er ist daher weit gefährlicher.

Es giebt nun Menschen in der Stadt, die auf der Stuffenleiter der Caraktere ganz an die Thiere gränzen. Manche Caraktere gränzen ganz an Wolf, mancher an Bären, jener an Vielfraß, an Tieger, an Schwein, an Pavian, die meisten an die Affen. Unter der Vielheit dieser thierischen Caraktere bleibt der Weise ganz isolirt. Seine Stimme ist wie die Stimme der

Nach-

Nachtigall unter dem Geheule der Wölfe, und dem Grunzen der Schweine.

Der Weise liebt die Wahrheit, der Thor die Schmeicheley. In Städten ist die Wahrheit verhaßt, und die Schmeicheley willkommen.

In grossen Städten lebt man wie in einer Menagerie von Thieren. Eins sucht dem andern den Brocken aus dem Munde zu jagen. Der Fuchs durch Schlauheit, der Bär durch Stärke, der Affe durch Geschicklichkeit.

Zörne nicht, wenn der Bär dich drückt, der Fuchs betriegt, und der Affe äfft, es ist in der Natur dieser Thiere. So lange du unter ihnen bist, brauche deine Vernunft, daß sie dir nicht schaden können. Im gesellschaftlichen Leben rettet sich die Tugend. Es fallen viele Schlacken weg, bis das Gold rein ist.

Wenn du einen Freund hast, und dieser eine ansehnliche Stelle bekömmt, und er verändert sich gegen dich, so war er nie dein Freund. Er war ein vermummter Narr, den man nicht eher kannte, als bis er seine Kappe aufsetzte.

Der

Der Gute bleibt immer das, was er ist; kein Titel verändert ihn, kein Amt verwechselt seine Denkart. Sein wahrer Carakter ist Liebe, sein wahrer Titel Menschenfreund.

Die Parquet-Böden der Höfe sind glatt wie Eis; man muß auf selben äusserst behutsam gehen, wenn man nicht fallen will.

Der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf, wenn man ihn nach dem beurtheilt, zu was ihn eine grosse Stadt bildet. Sein Trieb ist Verfolgungsgeist; nur er selbst ist das grosse Ich, für das er lebt, alles andere ist nichts in seinen Augen. Können wohl Könige viele treue Diener haben, da die meisten nur sich selbst lieben?

Warum bist denn so arm, sagte einst ein Reisender zu einem Greisen, der an der Strasse saß, und du warst doch einst am Hofe? — — Weil ich meinem Könige treu diente, erwiederte der Greis, so konnte ich nicht reich werden; weil ich nur für ihn sorgte, so vergaß ich für mich zu sorgen: allein bey alledem bin ich doch nicht elend, wie du vielleicht glaubst. Ich

habe

habe mir einen Schatz in meinem Herzen gesammelt, der mir jenseits des Grabes noch Renten tragen soll — — — ich habe Unglückliche glücklich gemacht.

Almanzir und Zehra.

Cordu, eine Stadt in Andalusien, zählte das dreyhunderte Jahr der Hegira, oder nach unserer Zeitrechnung das tausende Jahr, als Almanzir in den Feldern von Cordu lebte. Er weidete die Heerden, und kannte kein Glück, als das Glück der ländlichen Zufriedenheit. Sein Vater hinterließ ihm wenig — — eine Flöte, und eine Hütte war die ganze Erbschaft. Bleibe, wo du bist, sagte zu Almanzir der sterbende Vater, und du wirst nicht unglücklich seyn. Suche dir keine neuen Bedürfnisse, mache dich nicht mit fremden Freuden bekannt, und höre die Zauberstimme der lockenden Stadt nicht; bleib' auf dem Lande, und sey glücklich! — — so sagte der sterbende Greis, und lächelnd schloß er sein

Aug auf ewig. Almanzir vergaß aber bald die Lehren seines Vaters; die Pracht der Städte lockte seinen irrenden Geist, er verließ seine Heerden, und seine Hütte, und folgte dem reichen Sarrassim.

Almanzir wohnte nun in dem prächtigsten Palaste von Arabien; aber weder der stille Friede der Seele, noch die glückliche Ruhe des Geistes begleiteten ihn. Zerneb war der Mann, dem Almanzir diente. Er war stolz, und liebte die Pracht, seine Gemüthsart war freygebig und neidisch, wohllüstig und grausam, empfindsam und unmenschlich — — Zerneb war, was die Leidenschaften aus ihm machten; es schien, als wäre sein Herz der ewige Kampfplatz vom Guten und Uebeln. Lange war Almanzir der Sklave von Zernebs Launen, der bald den guten Jüngling zur Tafel lud, wo Wein von Grenada in den Bechern schäumte, bald aber wiederum mit den niedrigsten Arbeiten belud. Eines Tages führte Zerneb den guten Almanzir in sein geheimstes Gemach, wo jene unglücklichen Sklavinnen wohnten, die durch Zwang zur Liebe verurtheilt sind. Almanzir sah das schönste und holdeste Mädchen; sie nannte

sich

sich Zehra, und war aus Griechenland. Dieses unglückliche Opfer von Zernebs Macht seufzte unter seiner gränzlosen Gewalt. Als Almanzir sie sah, entdeckte er bald ihre Unzufriedenheit auf ihrer gramvollen Stirne, Zehra war entschlossen zu sterben oder zu fliehen. Dieses holde Geschöpf wurde von Zerneb Masamai genannt, das heißt, Thautropfen des Morgens. Masamai war Zernebs Geliebte, die ihn aber in ihrem Herzen verabscheute. Man würde glauben, daß Zerneb, der seinem Mädchen einen so reitzenden Namen zu geben wußte, eben soviel Gefühl in jeder seiner Auswahl für Masamais Unterhaltungen haben sollte: allein der Tyrann, den sein Herz nie, sondern nur seine Launen leiteten, war der sonderlichste Liebhaber gegen Masamai. Das reitzendste Instrument für ihn war die Trommel, diese mußte Masamai schlagen, lärmen, und wie betäubender und lärmender der Wirbel war, den sie schlug, wie mehr Harmonie fand er in diesem Instrumente. Man muß doch gestehen, Masamai! sagte er, daß kein Instrument die Annehmlichkeit dieser Töne übertrift. Masamai lächelte zuweilen über seinen Geschmack, der eben so

son=

sonderbar in der Liebe, wie in der Musik, war. Als Almanzir die schöne Cirkassierinn sah, befahl ihr Zerneb, ein Concert auf der Trommel zu spielen. Almanzir hörte zu, und Zerneb foderte sein Geständniß, daß das Lied der Nachtigall nicht so schön, als die Töne der Trommel, wäre. Sie haben vollkommen recht, sagte Almanzir, keine Nachtigall singt so wie Ihre Trommel, und ich glaube, daß es kein Instrument in der Welt giebt, das das Gefühl von Zernebs Seele besser ausdrücken könnte als eine Trommel. Zerneb lächelte, denn er verstund die Zweydeutigkeit von Almanzirs Reden nicht. Die schöne Zehra blickte nach dem Jüngling, und ihr Auge sagte ihm bald, daß sie ihm hold sey. Almanzir, der das Mädchen nicht gleichgültig sah, hatte nun den höchsten Grad der Verstellung nöthig, er wußte, daß es ihm das Leben kosten würde, wenn Zerneb nur vermuthen könnte, daß ihm seine Masamai gefiele. Almanzir, der seit der Zeit, als er am Hofe war, die Verstellung sattsam gelernt hatte, stellte sich so ganz gleichgültig und kalt, daß die Eifersucht selbst bey seiner gleichgültigen Miene eingeschlafen wäre. Mittlerweile als Zehra eine Weile

auf

auf der Trommel spielte, saß der Sarassim vertieft in Gedanken; jähling sprang er auf wie eine Furie, zog seinen Säbel, und eilte auf die Cirassierinn zu. Diese flüchtete sich in Almanzirs Arme: aber Almanzir, der die Grausamkeit des Zerneb kannte, stieß sie zurück, und flüchtete sich zur Thüre hinaus. Zum Glück für Zehra kam ein Verschnittner zu Hilfe, und entwafnete den grausamen Liebhaber. Als Zerneb sich wieder erholte, ließ er seinen Almanzir rufen. Feige Memme! fieng er an, warum hast du dich der unglücklichen Zehra, meiner geliebten Masamai, nicht angenommen? warum hattest du sie meiner Wuth überlassen? Wenn ich sie nun in meiner bösen Laune ermordet hätte, du hättest mit deinem Kopfe dafür stehen müssen. Almanzir zitterte bey dieser Stimme, Herr! wer darf Euch im Zorne was widersprechen, sagte er? — Widersprechen! erwiederte Zerneb; der ist des Todes, der mir widerspricht — des Todes, wenn man widerspricht! rief Almanzir auf, und des Todes, wenn man Euch nicht widerspricht — — o unglückliche Lage! ach warum habe ich meine Hütte verlassen — warum

meine

meine Freyheit! so seufzte Almanzir, und verwünschte die Stadt und den Palast.

Drey Tage waren vorüber seit diesem Auftritte, als den vierten Tag am Morgen sich das Gerücht verbreitete, die schöne Masamai habe sich geflüchtet. Zerneb war in Wuth, und Blut floß in dem Palaste. Almanzir zitterte für sein Leben, und entriß sich ebenfalls der Grausamkeit Zernebs durch die Flucht. Schon war er an dem Ufer des Quadalquivir, des grossen Flußes, der sich im Golfo von Cadix verliert, und saß noch tiefsinnig am Ufer, als bereits die Nacht ihren Schleyer über die Gegend breitete. Es ward dunkler, und die Sterne waren bereits am Himmel, als Almanzir dem nächsten Orte zueilte, und an einen grossen Park kam. Es war das Lustschloß des Abdulaman. Da spielte er eine Weile auf seiner Flöte, und die lieblichsten Töne reitzten Abdulamans Ohr, der eben im Garten die Abendkühle genoß. Abdulaman hörte eine Weile dem spielenden Almanzir zu; er gefiel ihm, und Abdulaman ließ ihm seine Dienste antragen. Almanzir schätzte sich glücklich, und war nun an Abdulamans Hofe.

O Ihr, die ihr nützlichere Wissenschaften besitzt, und höhere Künste kennt, um der Menschheit zu nützen, entfernt Euch von den grossen Palästen, ihr seyd nicht so gut willkommen als der Flötenspieler Almanzir. Die Menschen lieben mehr, was ihren Sinnen schmeichelt, als was wahrhaft groß und gut ist. O ihr weisen Nachfolger des großen Lockmann, was suchet ihr in Abdulamans Palaste? Man kennt euch dort nicht; man hasset das ernste Gesicht des Weisen, wo nichts als Freude und Wohllust lächelt.

Abdulaman war der achte Calife aus dem Geschlechte der Omiaden. Er war gut, und besaß auserlesene Geschenke des Herzens. Er war reich, liebte die Pracht und die Wohllust; Almanzir wurde bald sein Günstling, und alles beneidete Almanzirs Glück am Hofe. Er lebte auch einige Zeit ganz glücklich, als Zehra die Seligkeit seiner Tage störte. Diese ließ sich bey dem Califen melden, und suchte Schutz wider die Verfolgungen des Zerneb. Abdulaman sah sie, und ihre blendende Schönheit bezauberte sein Herz. Fürchte Dich nicht, schöne Zehra! sagte Abdulaman, der Schutz,

den ich Dir gebe, ist stärker als Macht, es ist der Schutz der Liebe; Du bist schön, folge mir, Zehra! und theile mit mir mein Ansehen, und meine Macht. — — Beherrscher der Gläubigen! erwiederte Zehra, bedenkt Ihr wohl, was Ihr mir anerbiethet? Ich bin einer Blume gleich, die Gram und Elend ihrer Reitze beraubt haben. Ach Zehra! fuhr Abdulaman fort, der Zephir der Liebe wird die verlornen Reitze wieder auf Deine Wangen zurückrufen, und ich opfere mein ganzes Glück auf, um der Besitzer dieser Schätze zu seyn.

Zehra ließ den Califen nicht lange bey ihren Füssen, sie umarmte ihn, und war nun die Gebietherinn in Cordu. Jeder Tag vermehrte das Ansehen der Sultaninn, und bald hatte sie unumschränkte Macht über Abdulamans Herz, und diese ihre Gewalt war die Ursache von Almanzirs Unglück. Die schöne Sklavinn erinnerte sich der Feigheit des Almanzir, der sich flüchtete, statt sie gegen die Grausamkeiten des Zerneb zu schützen. Sie wollte sich nun an dem Unglücklichen rächen, und brachte es auch bald bey dem Califen dahin, daß er in Ungnade fiel. Er verlor seine Stelle, seine Güter, und wurde vom Hofe gejagt. Al-

Almanzir war nun wieder so arm, wie damals, als er seine Heerde und seine Hütte verließ, und die Erfahrung lehrte ihn, daß die Gunst der Grossen jenen glänzenden Phönomenen ähnlich ist, die nur für wenig Augenblicke prächtig leuchten, und in ihrem Laufe gähling erlöschen. Er sah ein, daß sein Vater ein weiser Mann war, und daß es Fälle in Palästen giebt, wo man nicht jedem recht thun kann. Almanzir verließ Cordu, baute sich seine Hütte wieder, weidete seine Heerden, und war glücklich, und hinterließ seinen Kindern diese Grundsätze:

Weil ich bey Abdulaman war, so bemerkte ich, schrieb Almanzir, daß man in Palästen wenig Freunde findet.

Viele überhäuften mich mit Liebkosungen, mit Schmeicheleyen; ich glaubte, sie liebten mich auch: es war aber falsch; sie liebkoseten mir nur, weil ich Abdulmans Günstling war.

Als ich an Hof kam, und Abdulaman mich lobte, so war die Stimme meines Lobes allgemein; man erhob mich bis zu den Göttern, verglich mich mit dem Apoll, und Orpheus war ein Stümpler gegen mir: als

 aber

aber Zehra in Abdulamans Palast kam, so änderte sich diese Sprache. Ich liebe die Flöte nicht, sagte sie, und jeder Höfling murmelte ihr nach; dann war ich ein elender Pfeifer, und alles lächelte höhnisch, wenn ich auftrat. Man würde glauben, es wären vielleicht andere Leute gewesen, aber ich versichere euch, es waren die nämlichen, die mich lobten.

Als Abdulaman mich liebte, so hatte ich immer eine Menge Menschen in meinem Vorzimmer. Ich ward von Poeten besungen als ein Genie; Bildhauer schnitzelten meine Statue, und man verkaufte mein Bild in Cordu: als aber der Calif gegen mich gleichgültig war, sang kein Poet mehr; die Epopee verwandelte sich in Satyre; ein Bube stümmelte meine Statue auf offenem Platze, und der Maler pinselte zu meinem Bilde eine Narrenkappe. Mein Vorzimmer ward geräumiger; was sich vormals beugte, war nun gerade; mit Einem Worte, ich war nicht der nämliche Almanzir, nicht mehr jener Geist der ersten Größe, jener Held — jener Halbgott — ich war der in Ungnad gefallene Almanzir.

Dieß lehrte mich einsehen, daß meine ganze Größe ein entlehntes Gut war, ein blosser Wiederschein von dem Glanze des Califen; ich merkte, daß ich ohne ihm ein dunkler Körper war.

Als ich in Gunsten war, und lachte, so lachte alles mit mir; als ich aber in Ungnade fiel, so fand sich kein Auge, das eine Thräne über mich vergoß; alles murmelte sich ins Ohr, der Günstling des Califen ist nicht mehr der, der er war.

Was mich am bittersten schmerzte, war, daß mich auch diese flohen, denen ich Gutes that; ich suchte Hilfe bey ihnen, und sie zuckten die Achsel.

Ich machte eine wunderliche Bemerkung. Ich sah einmal, wie sich in Abdulamans Palaste einige Hunde rauften. Der schwächere unterlag, und gleich machten die übrigen gemeinschaftliche Sache, und fielen über den zu Boden gedrückten her. Mit den Menschen geht es nicht besser. Sobald ein Unglücklicher zu Boden liegt, so wirft jeder einen Stein auf ihn. Es ist ja ein Unglücklicher, was kann er uns mehr nützen!

Selten liebt der Mensch den Menschen, besonders an Höfen; es liebt nur jeder sich selbst, und bedient sich des andern zum Instrumente seiner Absichten; hat er erreicht, was er will, und ist das Instrument mittlerweile stumpf geworden, so wirft er es in einen Winkel, und sucht ein besseres.

Milord Fortvel.

Müde seines Lebens, abgezehrt von Gram, und düsterer Melancholie floh Fortvel die Menschen, und überließ sich ganz den schwärzesten Ideen. Die Hälfte seiner Lebenszeit war vorüber; er sah auf die verflossenen Stunden zurück, wie ein Elender, der an dem Ufer eines Stromes sitzt, und die fortschäumenden Wellen betrachtet, worauf sein Schiff scheiterte, und seine Hofnungen. Sein Geist war unruhig, und seine Seele litt bey dem Gedanken der Menschen. Nun lebe ich dreyßig volle Jahre, sagte er sich; bin die halbe Welt durchreiset, und welchen Nutzen habe ich gefunden? — Der größte Theil von Menschen

nährt sich von Betrug. Ueberlassen ihren Leidenschaften, kennen die meisten außer ihrem persönlichen Interesse kein anders. Lächerliche Gebräuche, angenommene Thorheiten erfüllen die Gegenden; man fodert, die Tugend soll sich vor dem Laster, und die Weisheit vor der Thorheit, beugen. Die Klugen sind die wenigsten in der Welt. Alles betriegt, alles täuscht, selbst mein Herz ward an mir zum Verräther. Es schmeichelte mir unter dem Scheine einer angenehmen Leidenschaft, und täuschte mich, da ich seinen Schmeicheleyen Gehör gab. Ich suchte den Tugendhaften, und fand den vermummten Bösewicht; ich suchte den Freund, und fand den Verräther; ich suchte Hilfe in den Armen der Liebe, und fand Schönheit ohne Gefühl, und Mädchen-Larven ohne Seelen. O selige Frühlingstage meines Lebens! angenehme Zeit des Vergnügens und der Freude! wie schnell verschwand deine liebliche Täuschung! — — Mädchen! Mädchen! denen die Natur ganz unumschränkte Gewalt über unsere Herzen gab, ihr Tyrannen unserer schönsten Tage, wie weit verleiten uns oft eure trugvollen Reitze! wo ist das Glück, das uns eure freundschaftlichen Lippen zulächeln? —

Trau-

Traurig werden wir das Opfer eurer List; bald tödtet uns Schwachheit und Schande; bald der Schmerz über eure Flatterhaftigkeit. O Schönheit, Tochter des Himmels! ewiges Kunstwerk der Natur! o wie sehr ist deine Gunst zu fürchten, wie sehr zu scheuen dein Haß! Wer kann Mensch, und stark genug seyn, um dir zu widerstehen? Selbst wenn wir besiegt zu deinen Füssen liegen, selbst in unserer Erniedrigung behauptest du noch deine Rechte. Wir bethen noch deine Reitze an, wenn du uns schon von dem Gipfel unsrer Größe gestürzet hast. Betriegerische Liebe! wie rettet sich der Gefühlvolle vor dir, wenn noch Jugendfeuer in seinen Adern glüht; wenn wonneathmende Lippen von Freundschaft und Tugend sprechen, und wenn Betrug das Werk der jahrelangen Kunst, der Verstellung des Weibes ist. So klagte Fortvel, nnd entschloß sich sein Leben zu enden, das ihm zur Last war.

Fortvel hörte die sanfte Stimme der Natur nicht mehr; voll war sein Herz von Menschenhaß. Schon war er am Ufer der Themse, und wollte sich in den Strom stürzen, als ein wimmerndes Geschrey sein

Herz

Herz noch aufmerksam machte auf das Elend dieses Lebens. Gut, wie er war, wandte er seinen schüchternen Blick nach der Gegend, und sah eine umgestürzte Kutsche, und ein Mädchen darunter, das um Hilfe flehte. Gewohnt von Jugend auf, den Elenden Gutes zu thun, eilte Fortvel, ohne zu wissen, warum, der Bedrangten zu, und diese stürzte in seine Arme.

Die Natur behauptet immer ihre heiligen Rechte im Herzen des Empfindsamen — diesen uns angebornen Trieb, den nur die Leidenschaften manchmal ersticken. — Der Trieb, Leidenden Hilfe zu leisten, erfüllte nun ganz Fortvels Seele. Fortvel führte die schöne Unglückliche in das nächste Haus; da suchte er Erholung für sie, und wandte alles an zu ihrer Erhaltung. Schön war das Mädchen, die in Fortvels Armen lag, reitzend ihre Züge, und sanft ihr Blick. Die Traurigkeit erhöhte ihren Antlitz, wie das sanfte Licht des Morgens, oder eines Sommerabends die Natur verschönert, wenn die Sonne schon den Horizont verließ. So bescheint traurig das sanfte Licht des Mondes die Blume, die nach einem schwülen Sommertage ihr entkräf-

kräftetes Haupt senkt, und nach dem Thaue athmet, das die wohlthätige Nacht über sie herabgießt. Voll Ehrfurcht stand Fortvel vor der schönen Unbekannten, und überzeugte sie seiner edeln Denkart, und der Größe seiner Achtung. So viel ich aus sehr genauen Beobachtungen habe, so kennen unsere Mannsleute die Achtung sehr wenig, die sie dem Frauenzimmer schuldig sind. Ich weis nicht, ist es ein Fehler ihres Verstandes, oder ihres Herzens; wenn ich hierüber entscheiden müßte, so würde ich sagen, es ist ein Fehler von beyden. Es übersteigt alle Begriffe, auf welche Art man den Ton im Umgange mit Frauenzimmern stimmt, und es überzeugt, wie äußerst ungebildet die meisten Männer unter uns sind. Der Umgang im gesellschaftlichen Leben soll uns bilden; der Jüngling soll durch den Umgang mit Mädchen sanfter, gefühlvoller werden; das Mädchen durch den Umgang des Jünglings klüger, männlicher, vernünftiger — — so soll ein Geschlecht das andere bilden; so wäre es Segen der Natur unter Menschen zu leben, so wäre unser Daseyn Wonne.

Allein,

Allein, wenn man einen Blick auf das Mannsgeschlecht wirft, welche tolle Köpfe findet man nicht unter ihnen, welche Ausgelassenheit in ihren Handlungen, welche Sittenlosigkeit in ihrem Betragen? — Sie behandeln das schöne Geschlecht nach der niedrigsten Art. Wenn Stiere Menschenbildungen annehmen würden, und Schweine sich in Junker verwandelten, so würde ihr Ton der seyn, der schier gewöhnlich unter dem Mannsvolke herrscht. Ich vergesse die Worte nicht, die einer meiner besten Freunde zu mir sagte, als er hier durchreiste: Ihr habt sehr sinnliche Menschen unter Eurem Mannsvolke, es scheint, als wenn alles in den Teig der Sinnlichkeit eingeknetet, jedes sanfte Gefühl unter der Masse des Fleisches erdrückt wäre. Der Funken reiner Liebe scheint bey Euch gar nicht bekannt zu seyn, und was über den thierischen Genuß hinaus ist, übersteigt schier alle Eure Begriffe. An diesem allen mag bey Euch der Müßiggang, und das Nichtsthun die wahre Ursache seyn. Eure jungen Leute sind zu wenig beschäftigt, auch flößt man ihnen keine Achtung für das Frauenvolk ein. Der Ehre eines Mädchens schonen zu wissen, der Sittsamkeit mit Ach-

tung zu begegnen, das kennt man nicht viel: es gehört aber auch Bildung dazu, und wie viele von Euren jungen Leuten sind wohl gebildet? Man darf nur den Gang von manchem beobachten, wie ganz materiel er ist. Es scheint, der Geist stirbt unter der Massa des Fleisches. Freylich ist es leider schon so weit gekommen, daß das Frauenzimmer Geschmack findet, den Werth der Seele ihrer Galanen nach der Breite der Schultern zu beurtheilen: auch finden die meisten Mädchen keinen andern Geschmack, als immer zu lachen; je mehr Albernes man schwätzt, je mehr lachen sie. Das ist ein artiger, spaßiger Mensch, heißt es. Ich möchte weinen über diesen Spaß, wenn ich nachdenke, was dieser Spaß für Folgen haben kann. Wer Töchter hat, und wer ein Weib nehmen will, für den ist es gar nicht spaßhaft.

Unter diese Klasse von Menschen war weder Fortvel, noch Miß Fanny Selton zu rechnen. Fortvel besaß feines Gefühl, und Fanny eine gute Erziehung. — — Nach einer Weile, als sich Miß Selton erholte, fieng sie so zu Fortvel an: Milord! sagte sie, ich bin das Unglücklichste aus allen Ge-

schö-

schöpfen; ich bitte um Ihren Schutz, Fortvel! ich flehe Ihr gutes Herz darum an. Ich hatte das Unglück, meinen Vater schon zu verlieren, als ich noch ein Kind war. Meine Mutter war jung, und leichtsinnig, und verzehrte das wenige Vermögen bald, das mir mein Vater hinterließ. Sie ward arm, und dem Elende preis. Ohne Hofnung, ohne Unterstützung gründete sie alle ihre Aussichten auf mich, und wollte mich — o Milord! soll ich Ihnen die Schande meiner Mutter entdecken — soll ich Ihnen sagen, wie weit sie herabsank — Gott! könnte ich es doch auf ewig vergessen! Sie wollte meine Unschuld einem reichen Wohllüstlinge zum Preis geben. Er entführte mich mit Gewalt — vermuthlich mit Vorwissen meiner Mutter; aber die Vorsicht wachte über mich, der Wagen brach, und ich fiel in Ihren Schutz, Milord! Erbarmen Sie sich meiner, Fortvel! erkundigen Sie sich nach allem, was ich Ihnen sage, und wenn ich Ihnen eine Lüge gesagt habe, so überlassen Sie mich dem äußersten Elende. Bey diesen Worten ergriff Miß Selton Fortvels Hand, und netzte sie mit Thränen der Wehmuth. Fortvel konnte sich kaum fassen, denn Fanny Selton hatte den heftigsten Eindruck

druck auf sein Herz gemacht. Der Antheil vermehrt sich, den unser Herz an der Schönheit nimmt, wenn man die Schönheit unglücklich sieht. Ruhiger war Fortvels Seele, befreyt von dem finstern Gedanken des Selbstmordes, und diese Ruhe seines Geistes rief jenes sanfte Gefühl der Menschlichkeit ganz wieder zurück, durch das sich eine schöne Seele auszeichnet. Fortvels Gefühl war zu heftig; er konnte nicht unterscheiden, was der Beweggrund seiner Handlung war. Wer bemerkte wohl je das Feinste der Ausströmung des herrlichsten Instinkts in der Natur! wie undeutlich ist sein Gefühl, und wenn dieses Gefühl deutlich wird, so hat es schon alle Gewalt über unser Herz, gleich dem elektrischen Funken. Die Liebe verlarvt sich immer, wenn sie sich unsers Herzens bemächtigt; unsere Schwachheit selbst ist ihre Nachrung. Schon blutet die Wunde, ehe wir sie fühlen, und indem wir sie fühlen, so ist dieses Gefühl nur das Zeichen ihres vollkommenen Sieges.

Fortvel hatte ungeachtet der Heftigkeit seiner Liebe die höchste Achtung gegen Miß Selton; er wußte nur zuwohl, daß wahre Liebe sich auch nur auf wahre Achtung gründe.

de. Ich bin Ihr Freund, Miß! sagte er, und ewig werde ich es seyn. Sie verdienen ganz die Schätzung eines rechtschaffenen Mannes. Ich will Sie wider alle Verfolgungen des Niederträchtigen, der Ihre Armuth mißbrauchen könnte, in Sicherheit setzen. Ich bin der Besitzer eines Rittergutes, einsam ist die Lage; dieser Ort, Miß! soll Ihr Zufluchtsort seyn. Sie sollen dort alles Bequemliche des Lebens genießen, und werden Sie nach längerer Zeit Fortvel Ihrer Freundschaft würdig finden, so soll Fortvel der Glücklichste der Sterblichen seyn. So sprach Fortvel, und besorgte, daß Miß Selton auf sein Landgut gebracht wurde. In der Stille erkundigte er sich um die arme Mutter derselben, und gab ihr eine schöne Pension, ohne daß sie wußte, woher sie selbe erhielt. Er schrieb diesen Brief an sie.

„Ihre Tochter ist in den Händen eines rechtschaffenen Mannes; ich bin es meinem Herzen schuldig, Ihnen diese Nachricht zu geben. Ich weis, Madame! daß unser Herz oft keinen Antheil an den Thaten hat, zu welchen uns manchmal mühselige Umstände verleiten. Ich bin von dem Ihrigen versi-

chert,

chert, daß Sie den Schritt beweinen, den Sie gethan haben. Der Himmel hat Sie gerettet, und hat Ihnen die Flüche erspart, die vielleicht ihre unglückliche Tochter einst über Sie ausgesprochen hätte. Hier nehmen Sie diesen Gehalt, den ich Ihnen monathlich ausspreche; Sie werden selben genau zu Ende jedes Monaths durch den Pfarrer erhalten, der Ihnen auch dieses Billet überbringt. Ich verbitte mir allen Dank; danken Sie der Vorsicht, nicht mir; dieses ist nur ein Tribut, den ich unglücklichen Menschen schuldig bin, und ich bin zu sehr durch das Bewußtseyn belohnt, zween Menschen dem Verderben entrissen zu haben".

Als Seltons Mutter diesen Brief erhielt, konnte sie sich kaum fassen. Sie fiel zur Erde, und dankte der ewigen Gottheit für ihre Rettung. Nun übersah sie mit Grauen den Schritt, den sie gethan hatte; alles das Elend zeigte sich ihr in den lebhaftesten Farben, das sie bereit war, über das Haupt ihrer Tochter zu bringen. Da sah sie das gute Kind als eine Geschändete vor ihren Augen, Gram und Verzweiflung folgten ihr. Sie sah, wie sie der Wohllüstling verließ, wie er ihrer spottete. Ab-

gezehrt, entkräftet — glaubte sie ihre Tochter vor ihr zu sehen. Sie rang mit Tode und Verderben; jeder ihrer Seufzer war ein Ankläger der Verführerinn.

Weg mit diesem Bilde! schrie sie in ihrer Phantasie; verfolge mich nicht! Elende! ich — ich bin das Ungeheuer, das dich so unglücklich gemacht hat, wo soll ich mich vor deinen Blicken verbergen! Verzweiflung umringt mich, ich bin deine Mörderinn. So schwärmte lange Zeit die Mutter, bis endlich der Himmel mit der Unglücklichen Erbarmen hatte. Sie wurde ruhiger; Friede der Seele war wieder in ihrem Herzen; und angenehmer flossen wieder die Stunden ihres Lebens dahin.

Nach einem Zeitraume von einem Monathe erhielt sie auch von ihrer Tochter einen Brief, in welchem sie ihr den ganzen Vorfall, und das edle Betragen des Lord Fortvel umständlich erzählte. Der Himmel hat uns nicht ganz verlassen, liebe Mutter! schrieb sie, denn er lieferte mich in die Arme eines Engels, dem das Elend, und die Armuth noch heilig sind. Er kennt den Werth der Thränen der Unschuld, und die Art, wie er sie von den Wangen der Un-

glücklichen trocknet, ist ohne Gleichen an Gefühl und Empfindsamkeit. Ueberlassen Sie sich nicht Ihrem Grame, erhalten Sie sich für mein Wohlseyn, erhalten Sie sich für ihre Fanny, die Sie so zärtlich liebt, als je eine gute Tochter geliebt hat.

Fortvel fühlte bald, daß er sein Leben der Miß schuldig war. Nun beschäftigte ihn kein trauriger Gedanke des Todes mehr; er wollte leben, um Miß Selton glücklich zu machen. Schon war er entschlossen, seiner Fanny alles zu entdecken, aber die Klugheit hielt ihn noch zurück, denn er kannte Fannys Herz noch nicht vollkommen. Fortvel suchte, ehevor er ihr seine Liebe entdeckte, auch Fannys Gesinnungen zu prüfen; denn sie allein machte Fortvels Leben werth, sie allein versprach ihm noch die Aussicht glücklicherer Tage.

In Ruhe und Einsamkeit vermehren sich die Gefühle unsers Herzens. Fortvel brachte die meisten Tage bey seiner Fanny zu, und entfernte er sich je von ihr, so war es nur, um sich dem Gedanken zu überlassen, daß er sie liebe. Fanny merkte gleiches Gefühl — und ohne hierauf ganz aufmerksam zu seyn — war sie schon ganz Liebe.

Fortvel konnte seine Fanny nicht länger mehr sehen, ohne ihr den Hang seiner Seele zu entdecken. Schon wollte er alles dem Mädchen sagen, was sein Herz fühlte, fürchtete er nicht, daß vielleicht Miß Selton nicht alles das fühle, was er wünschte, daß sie für ihn fühlen möchte. Er möchte gern der Liebe das schuldig seyn, was er glaubte, das ihm Fannys Dankbarkeit geben würde. Endlich kam der entscheidende Augenblick; Fortvel war glücklich, denn er ward von Miß Selton geliebt. Sie dankte dem Himmel, daß er sie zum Werkzeuge gemacht, Ruhe und Freude des Lebens wieder in Fortvels Herz zurückzubringen.

Fortvel verheurathete sich mit Fanny, und die Tage seines Lebens glichen den Tagen des Rosenmonds. Miß Selton war ganz für Fortvel. Ihre Tugend, ihre Liebe, ihre Sorgfalt, ihre Zärtlichkeit machten ihn zum glücklichsten der Gatten. Fannys Mutter brachte ihr Leben bey ihrer Tochter zu, und diese Familie genoß die stillen Freuden der Natur im Schooße ländlicher Zufriedenheit. Fortvel dankte der Vorsicht seine Rettung; er sah, daß die Gottheit über den guten Menschen wacht, und jenen nie verläßt, der ein edels Herz hat.

* * *

Wahre Liebe, häusliche Eintracht, stille Zufriedenheit sind wirklich Geschenke des Himmels, die den Menschen glücklich machen; aber es scheint, als zörnte der Himmel auf uns, und hätte uns die Geschenke entzogen, weil wir ihrer nicht würdig sind.

Unsere Sitten sind äußerst verdorben, und sehr wenig Mädchen werden mehr gebildet, um Gattinnen zu seyn.

Wer ein Weib nimmt, darf auf seiner Hut seyn, denn die meisten Mädchen heurathen, um mehr Freyheit zu haben.

Das Weib, das eingezogen lebt, wird ausgelacht, denn die meisten gründen ihre Ehre darein, viele Galanen zu haben.

Schamröthe steigt den Weibern ins Gesicht, wenn man ihnen zumuthet, sie liebten ihre Männer; — aber Buhler zu haben, über das erröthen sie nicht — weil es Mode ist.

Es ist den meisten so geläufig, ihre Männer zum Besten zu haben, daß es ihnen nicht im geringsten Mühe kostet.

Lügen

Lügen und Ausflüchten stehen nach Tausenden zu ihren Befehlen — und diese Lügnerinnen sollen die Freundinnen des Mannes seyn? — —

Ein
Lied
im Tone der Grasmücke.

O Bruder! der Du sicher
im Schooß der Liebe ruhst,
und zärtlich deiner Gattinn,
und deinen Kindern thust.

Hör' meine Leidgeschichte,
und fliehe weit von hier,
nimm deine guten Kinder,
und, was Du liebst, mit dir.

Ach! flieh die grossen Städte,
die Tugend ist verkennt,
wo man die Lieb' und Unschuld,
und Treue selten nennt.

Flieh'!

Flieh'! fliehe die Paläste,
wo man zum Zeitvertreib
der Mädchen Unschuld schändet;
verführt dein gutes Weib.

Die schönste Morgenröthe
vergüldete die Flur.
Da saß ich bey Annette,
ganz Unschuld, ganz Natur.

Gut war das sanfte Mädchen,
unschuldig, hold und rein:
So schön kann nicht die Rose
im schönsten Frühling seyn.

Ihr Aug war voll von Unschuld,
voll Güte war ihr Blick.
Ihr sanftes, holdes Lächeln,
war für mich wahres Glück;

Ich liebte sie so zärtlich —
so zärtlich liebt' ich sie —
so lieben Turteltäubchen
sich in den Fluren nie.

Ein Blick von ihr war Wonne,
ein Wort war Glück für mich.
Nichts war in ihren Armen
für Damon fürchterlich.

Den Stürmen dieses Lebens
sah ich mit Stärke zu.
An ihrem zarten Busen
fand ich im Unglück Ruh.

Ich kostete die Freude
der heiligen Natur.
Die Dauer meines Glückes
versicherte ihr Schwur.

Von Seligkeit betrunken
trat ich zu dem Altar.
Ein Blumenkranz umkränzte
ihr langes blondes Haar.

Noch seh ich dieses alles,
noch ist die Freude neu.
Hier schwuren wir uns Liebe,
hier schwuren wir uns Treu.

Kein Mädchen in den Fluren
war meinem Mädchen gleich.
ich tauschte meine Hütte
nicht für ein Königreich.

Nur sie hab ich geliebet,
nur sie war all's für mich;
Annette, ach! ich lebte,
und fühlte nur durch dich.

Ein Kuß war's, der sie weckte
beym ersten Sonnenschein;
sie schlummerte am Abend
an meinem Busen ein.

Ihr Wünschen hieß Befehlen,
ihr Wink war mein Gesetz:
Sie wollte, und ich eilte,
und ich gehorchte stets.

Ein Kuß von ihren Lippen,
ein Lächeln war mein Lohn.
So liebte ich Annetten,
wie einstens Seladon.

Ich lag in ihren Armen
von Wonne ganz berauscht,
und hätte nicht mit Kronen
Annettens Herz vertauscht.

Ein Thor ist's, der sein Glücke
auf Weibertreue baut,
und ihren holden Minen
und ihren Schwüren traut.

Nichts kann uns an sie ketten,
sie lieben nichts als sich:
Nichts ist auf dieser Erde,
wie sie, veränderlich.

Auch Jahre von Verdienste,
und von bewährter Treu,
sind gar zu bald vergessen
bey eitel Schmeicheley.

Annette brach die Treue;
vergebens weinte ich,
in eines Buhlers Armen
vergaß sie Kind, und mich.

Vergebens sprach für Damon
der Liebe Unterpfand,
Der Säugling streckt vergebens
für mich die kleine Hand.

Das Beyspiel gleicher Weiber
stärkt die Unglückliche:
denn sagt, wie viele kennen
die Seligkeit der Ehe?

Vertrocknet meine Thränen,
wer nicht die Tugend ehrt,
und reine Liebe fühlet,
ist keiner Thräne werth.

O Weiber! nein Treulose!
o fliehet weit von hier,
ihr seyd nicht werth der Liebe,
ihr Buhlerinnen! ihr.

Laßt mich in Wüsteneyen
zu treuen Thieren flieh'n;
dort will ich meine Kinder
zur Zärtlichkeit erzieh'n.

Orza,
ein arabisches Mährchen.

Abou = Giaffar Almanzor, der ein und zwanzigste der Califen, beherrschte noch das prächtige Bagdad, als Orza geboren ward. Muth und Stärke zeichneten den Charakter des Califen aus; er liebte die Wissenschaften, und die Sternkunde machte wichtige Vorschritte unter seiner Regierung. Orza wurde von einem der Weisen erzogen am Hofe, die unter dem Gewirre von Narren lebten, die Bagdad zu selben Zeiten anfüllten.

Orza wäre zu glücklich gewesen, wenn er den vernünftigen Rathschlüssen seines Erziehers gefolgt hätte. Er nannte sich Hassein, und weißagte dem jungen Orza, daß er bald die Wege der Weisheit verlassen wür=

würde, die doch nur allein im Stande sind, den Menschen glücklich zu machen. Orza! rief der Alte oft auf, theurer Orza! ich liebe Dich, und könnte ich von den Göttern noch einige Jahre Verlängerung meines Lebens erflehen, so würde ich es Deinetwegen thun, um Dein Glück vollständig zu machen, und um der Zeuge dieses Glückes zu seyn. O wie zittere ich für Dich! wie sehr fürchte ich, daß jene Tage, in denen ich nicht mehr bin, die Tage Deines Verderbens seyn werden; die ansteckende Seuche in Bagdad ist vergiftend, als daß sie nicht auch Deine schwache Seele ergreifen sollte. Vielleicht sind alle die Vorzüge, die Dir die Vorsehung gab, Werkzeuge Deines Unglücks, und vielleicht zerstört ein Augenblick die Arbeit meiner Tage — die seligen Tage Deines Glückes. Deine Bildung, die Stärke Deines Körpers, Dein aufgeweckter Geist, Deine Neigungen — alles macht mich für Dich zittern. — O mein Orza! soll ich diese Besorgnisse mit in die Grube nehmen, an derer Rand ich bereits stehe? —

Orza trocknete die Thränen von den Wangen seines Lehrers; alles, was Zärt-

lich-

lichkeit und Liebe vermag, strömte von seinen Lippen; er stützte sein Haupt auf Hasseins Brust, und schwang seine Arme um den Nacken des ehrwürdigen Greisen; er tröstete ihn, und durch Thaten der Menschheit, und des Wohlwollens, schmeichelte er dem Alten immer mit den süssesten Hofnungen, bis Hassein starb, dessen Tod der größte Verlurst für Orzo war.

Die äußerste Unordnung herrschte in Bagdad, als Hassein starb. Unverschämtheit und Niederträchtigkeit waren die Wege, auf denen der Mensch sich erhob. Niederträchtige Schurken, erschaffen von der Natur, um die Diener eines Elephanten zu seyn, begleiteten die ersten Stellen, denn über die Ruinen der Menschheit schwangen sie sich zu ihrem Glücke. Keine Ehrlichkeit war mehr in der Brust des Mannes, und keine Schamröthe auf den Wangen des Weibes; das Laster diente dem Laster, und die Tugend war ein Name, den man in keinem Zirkel aussprach, ohne daß nicht die meisten darüber gähnten. Häusliche Eingezogenheit, Freundschaft, edle Liebe waren die Gegenstände des Hohngelächters in Gesellschaften. Das Frauenzimmer bemühte

mühte sich, seine schönen Zähne zu zeigen, oder einen artigen Mund, und lächelnde Lippen, oder wohllustschmachtende Blicke. Der Schönen ganzes Geschäft war, Närrinnen zu seyn, und zu bleiben. Der, der Sitten hatte, war ein Gegenstand des Mitleidens. — Bagdad, wo man alles herrlich und göttlich nannte, war ein Sammelplatz von Lastern und Verdorbenheit der Sitten.

Orza dachte nicht so, als er seinen Freund Hassein verlor. Seine Vernunft gieng mit Hassein zur Grube, und Orzas Sinnlichkeit blieb. Bald gewann des Jünglings Seele Wohlgefallen an alle dem, was in Bagdad verführerisch war. Er trank aus dem Becher der Freude, und taumelte in die Arme der Wohllust. Er vergaß die stillen Freuden des ruhigen Bewußtseyns der Tugend; der Lohn edler Handlungen war kein Lohn mehr für seine Seele, und er fühlte das edle Bewußtseyn der Tugend nicht mehr, ohne dem es doch kein wahres Vergnügen, kein wahres Glück giebt.

Das Weib eines Emirs bildete den Jüngling ganz nach der Mode. Es war keine Thorheit, die sie nicht ohne Scheu begieng, und zu der sie auch den jungen Orza aufmunterte. Orza bemühte sich auch, um seiner Schönen zu gefallen, sich vorzüglich durch Thaten auszuzeichnen, über die er sonst erröthet haben würde. Hasseins Lehren verschwanden wie ein Schattenbild aus Orzas Seele. Der Dürftige war nun seinem Herzen gleichgültig, und er behandelte den Unglücklichen ohne Gefühl.

Einige Jahre verlebte Orza in diesem Taumel der Leidenschaften, die sein Herz ganz erfüllten: allein bey allen Schmeicheleyen der Wohllust war Orza nicht glücklich, auch wenn er ganz in seiner Berauschung war; wenn auch die Abwechslungen seiner Genüsse ihm neues Vergnügen zulächelten, so war er doch manchmal ganz niedergeschlagen, und träumte und dachte. Er bekam Langeweile, wenn er allein war, und fühlte ganz überzeugend, daß seine Person ein elendes Geschöpf sey.

Die meisten Menschen in der Stadt leben in einer beständigen Berauschung; sie flattern von Vergnügen zu Vergnügen,

von

von Unterhaltung zu Unterhaltung, und verträumen in Tändeleyen ihr ganzes Leben. Ueberlegung und Vernunft schlummern in ihrer Seele einen jahrelangen Schlaf, eingewiegt durch betäubende Sinnlichkeit: allein dem ungeachtet hört man sie doch immer über lange Weile klagen, ein deutlicher Beweis von der Leere ihres Herzens. Ein Mensch, der keine Stunde allein seyn kann, der immer andere zu seiner Unterhaltung bedarf, verräth, wie wenig sein Geist für ihn unterhaltend, erkleckend ist. Er gleicht auch den Windfahnen auf den Thürmen, die nur durch fremde Kraft bewegt werden; itzt nach Osten, und nun nach Norden sehen, und bey der Windstille ohne Kraft sind. O die Einsamkeit, und Unterhaltung mit sich selbst führen den Menschen zur Ueberlegung; in den Stunden der Ruhe wird man mit seinem eigenen Herzen bekannt; aber gar viele Menschen wollen ihr Herz nicht kennen, überzeugt, daß ihre Bekanntschaft mit sich selbst eine von den schlechtesten von der Welt wäre, und sie betriegen sich auch nicht; man ist manchmal in der Gesellschaft eines großen Narren, wenn man mit sich selbst ist. So taumelt der Mensch von Sinnlichkeit zu

Sinnlichkeit, von Mädchen zum Spiele, vom Spiele zum Weine, immer athmet er nach Glück, immer nach Vergnügen, und entfernt sich immer mehr von beyden. Endlich hört sein Insektenleben auf, und er war da, wie Tritton, von dem man schreibt:

Ein Mann, der seine Diener plagte,
und aß, und trank, und Hasen jagte;
der niemals eine Sylbe las,
stets saß bey einem vollen Glas,
und Wein trank von verschiednen Arten.
Des Abend schlief er mit den Karten,
mit Mädchen wacht' er morgens auf;
das ist Herrn Trittons Lebenslauf.
Wie hat der Mann doch die Diplomen,
und seinen Adelsbrief bekommen?
Man sagt, mit sehr geringer Müh,
von seinen Ahnen erbt er sie.
Hat man nicht auch Verdienst für sich,
o Gott! wie klingt dieß lächerlich.

Wie schön klingt doch der Adel nicht,
wenn man vom edeln Fremon spricht,
der freundlich gegen jeden lacht,
das Glück von vielen Armen macht;
dem Lande dient, den Fürsten liebt,
für beyde Blut und Leben giebt.

Fre=

Fremon ist edel, gütig, klug;
er ehrt den Ackersmann am Pflug,
und alles, was er je gethan,
that er für seinen Unterthan,
als wie ein guter Vater wacht,
sich Liebe zum Gesetze macht,
so schränkt sich Fremon selbsten ein,
um Vater ganz und Mensch zu seyn.

Wie ist der Mann doch zu Diplomen,
und zu dem Adelsbrief gekommen?
Man sagt, ohn' vieler Müh,
von seinen Ahnen erbt' er sie.
Allein die Tugend, seine Stärke,
die waren Fremons eigne Werke;
durch sich allein war Fremon groß,
das andre war ein Zufall blos.

Orzas Leben war auch dem Leben des Müßiggängers gleich. Langeweile war in seinem Herzen; unruhig lag er oft auf seinem Lager, gähnte, stund auf, und warf sich wieder nieder.

Eines Tages floh Ruh und Schlaf von Orzas Augen; in tiefen traurigen Gedanken durchwachte er die Hälfte der Nacht, und übersah mit einem schaudernden Blicke die vergangene Zeit seines Lebens. Gäh-

ling wandt' er seinen Blick auf Hasseins Gemälde. O tugendhafter Hassein! rief er auf, Schamröthe deckt meine Wangen, wenn ich dich ansehe, und denke, wie tief ich gesunken bin. Hassein, Hassein! erbarme dich des armen Orza! So sprach er, und ein Wohlgeruch erfüllte Orzas Gemach. Eine leise Stimme ertönte: Komm und folge mir! Orza folgte, und immer entfernte sich die Stimme mehr, die sich öfters wiederholter hören ließ. Endlich kam Orza zu einem Wasserfalle, der sich von der Höhe eines Felsen in den Garten des Califen stürzte; da sank er ermüdet hin, und ein sanfter Schlummer schloß sein Auge.

Es däuchte ihm, als wenn ihn sein Schutzgeist in eine entfernte Insel führte. Alles, was in der Natur schön ist, war die Zierde dieser Gegend, alles war prächtig, prächtig in der grösten Einfalt. Orza staunte diesen Tempel des Ewigen an, und bethete mit zu Boden gesenktem Haupte zur Allmacht. Eine weiße Wolke kam vom Himmel herab, und Hasseins Bild wurde sichtbar. Orza! fieng der Verklärte an, Orza! erhebe Dich, und höre zum letztenmale

male die Stimme Deines Freundes Hassein. Ich will Dich die unbekannten Innwohner dieser Insel kennen lehren, denn keinem Sterblichen ist es vergönnt, diese Gegend zu betreten. Diese Insel nennt sich die Insel der Seelen. Setze kein Mißtrauen in Deinen Freund Hassein, denn Du weist, er betrog Dich nie. Gut! erwiederte Orza, dieser Ort, ehrwürdiger Hassein! dieser Ort ist also der Aufenthalt der Seelen, die der Ewige bestimmt, um Menschenkörper zu beleben. Du betriegst Dich, fuhr Hassein fort, die Seelen, die hier wandeln, sind die Seelen noch Lebender, die aber ihren Körper verlassen, weil sie sich mit der entstalten Hülle, die sie umschließt, nicht vertragen können: auch deine Seele, Orza! ist hier, und das, was Dich belebt, ist keine Seele mehr, sondern nur ein unbedeutender Funke, hinlänglich genug, blos thierische Körper zu beleben, die zu nichts höhern, als zur Sinnlichkeit, aufgelegt sind. Eure Menschen in Bagdad sind die meisten ohne Seelen; ihr Leben ist weniger als Pflanzen-Vegetation, und gleich der Gährung des Sauerteigs und der Hefe. Orza! lerne das Geheimniß des Ewigen; die Seele, die Tochter

des Unerschaffnen, muß ihrer Würde gemäß behandelt werden. Sie lebt nur im Körper, den der Mensch zum Tempel der Gottheit bildet, und verläßt den Körper, aus dem die Leidenschaften einen Kerker für sie gemacht haben; nur das kleinste Flämmchen, dem gleich, das beym Schmelzen der Metalle auf der Oberfläche erscheint, bleibt zurück, hinlänglich genug, nur Maschinen zu beleben. Diese Seelen kehren aber manchmal wieder in ihre Körper zurück, und daher entsteht Unruh, Vorwurf des Gewissens, Reue, wenn diese Körper noch nicht hinlänglich gereiniget sind, um Wohnungen dieser Seelen abzugeben. Manchmal aber verlassen sie ganz ihren Wohnort, weil eine andere Seele, die Seele der Sinnlichkeit und des Lasters, diesen Körper belebt, so sie einst besaßen. So sprach Hassein, und Orza folgte seinen Schritten. Unter einem Gebüsche von Myrthen saßen sie, und hörten den Erzählungen der Seelen zu, die von Bagdad zurückkamen.

Die Seele eines Veziers. O Schwestern! vergebens suchte ich meinen Aufenthalt wieder. Das Herz des Veziers ist

ver=

verunstaltet, einer Schlangenhöhle ähnlich, und ich finde keinen reinen Winkel mehr, wo ich wohnen könnte. Die Geselschafterinnen, die in seinem Herzen sind, sind Verschlagenheit und Betrug; diese schmiedet an der Politik, und jene an der Cabale; seine Gedanken laufen herum, wie Rasende im Tollhause. Dieser beschäftiget sich mit dem Ehrgeitze; jener mit der Geldsucht; es ist so ein Gewirre in seinem Herzen, daß wir, die wir Ruhe lieben, da nicht wohnen können.

Mir gieng es nicht besser, fieng darauf die Seele eines Bonzen an, denn dieser beherbergt nur Verstellung und Gleißnerey in seinem Herzen. Er führt den Namen der Tugend im Munde, und opfert in seinem Innersten den abscheulichsten Lastern. Da, wo ich Frömmigkeit, Zutrauen und Unterstützung zu finden glaubte, fand ich Bosheit, Verrätherey, Verfolgung. Die Heucheley erfüllte sein ganzes Herz, kein Plätzchen war rein; alles war überdeckt mit Maskenkleidern, die sie verfertigte. Alle Leidenschaften waren in ihrem Dienste, und arbeiteten an diesen Maskeraden. Eine legte die Falten des Ernstes

stes auf die Stirne der List; eine andere vermalte die schwarze Stirne des Menschenhaßes mit blendender Weiße. Die Dritte füllte die eingefallnen Wangen des Neides aus, und putzte mit der Feile der Verstellung die langen Zähne zu, die neben den Lippen herausragten. Es war fürchterlich anzusehen; ich konnte mich in dieser Maskeraden-Bude nicht länger mehr aufhalten.

Die Seele eines Weibes aus Bagdad. Schwester! auch ich mußte Bagdad wieder verlassen, und die schöne Hülle, die ich beseelte. Das Herz war abscheulich verunstaltet, das ich einst bewohnte. Eitelkeit und Coquetterie haben da ihre Wohnungen aufgeschlagen, und Sinnlichkeit und niedrige Wohllust. Ihr Hirn war angepfropft von kindischen Gedanken, und Flatterhaftigkeit verdrängte die edeln Zierden aus dem weiblichen Herzen. In der Wohnstätte, wo ich ehliche Treue, Liebe der Kinder und häusliche Eintracht zu finden glaubte, da sah ich nichts als gefühllose Buhler, die alles anfüllten, und mir kein Plätzchen übrig ließen, wo ich hätte wohnen können.

Weil diese Seele so sprach, so fieng eine andere an: O Himmel! Orza verfolgt mich. Höre, sagte Hassein, dieses ist die Stimme Deiner Seele, sieh, wie Du verunstaltet bist, weil Du selbst ein Abscheu in ihren Augen wirst. O Verzeihung! schrie Orza, edle Tochter des Himmels! komm wieder zurück in mein Herz, ich will deiner würdig werden — ich fühle es durch den Drang, den mir deine Gegenwart verursachet.

Undankbarer Orza! erwiederte die Stimme, was habe ich dir gethan, daß du mich so verlassen konntest? Lohnte ich dir nicht mit süssem Gefühle bey jeder deiner guten Handlungen? Warum zwangst du mich, daß ich dich verlassen mußte? Komm! komm wieder! rief Orza, ich schwöre es dir bey den unsterblichen Göttern, bey dir selbst schwöre ich es, daß ich deiner würdig seyn will. Bey diesen Worten fühlte Orza ein heiliges Gefühl, das seinen Körper durchschlich; der Hang für die Tugend erwärmte seine Seele, Hassein umarmte den Jüngling, und er fühlte ganz die Größe seines Glückes.

Als Orza mit seinem Freunde Hassein weiter trat, so hörte er, wie sich einige Seelen über das Glück der häuslichen Eintracht besprachen. Die Freude, Kinder zum Wohl der Menschheit zu bilden, war der Gegenstand ihres Gespräches, und sie bedauerten, daß man ihnen in Bagdad dieses Glück versagte.

Die Liebe zum Vaterlande und Fürsten war der Gegenstand der Unterhaltung der Seele eines Vorstehers der Sophis. Gott! schrie sie auf, ist denn diese edle Tugend in Bagdad ganz verschwunden! — Ist denn niedriger Eigennutz und unersättliche Habsucht alles, was man da ehrt! O Schwester! des edelste in der Menschheit, der Grund alles dessen, was groß und gut ist, ist in Bagdad nicht mehr. Bagdad ist ohne Sitten, und wie kann ein Ort gedeihen, wo keine Sitten sind? — Götter! ruft sie doch zurück zum Wohl des Staates, und zu seiner Sicherheit.

Orza hörte ferner das Klagen der Seelen derjenigen, die in Bagdad ansehnliche Stellen verwalteten. Sie seufzten über die Härte derjenigen, die sie nicht beseelten. Es ist keine Hofnung für mich mehr übrig,

fieng eine dieser Seelen an; in Bagdad setzt der Reiche seine Ehre in neue Erfinnungen seines Wuchers, Vaterlandsliebe ist verkennt; der Ehrliche, der seinen Fürsten liebt, ist einsam in einem Winkel, und weint Thränen über Bagdad.

In einer Entfernung von etlichen Schritten stunden andere Seelen. Ihre zierliche Aussprache; ihr bedachtes Wesen verkündigte, daß sie Seelen derjenigen seyn müßten, die einst die menschlichen Kenntnisse verbr iteten — es waren Seelen von Gelehrten. Götter! rief eine dieser Seelen auf, wir kehren nicht mehr nach Bagdad zurück; es ist entsetzlich, wie man da die Aufklärung verunstaltet. Freundschaft und Eintracht sind aus dem Cirkel der Gelehrten verbannt; alle sanfte Tugenden sind von ihnen gewichen; sie kennen nichts als Verfolgung, Stolz, Empörung; ihr Hirngespinnst besteht in Ausbreitung abscheulicher Systeme. Die heiligsten Pflichten der Menschheit verlachen sie, und bilden aus guten Bürgern, aus edeln Menschen Enthusiasten und Narren. Sie stossen alles um, erklären alles, als wären sie im Heiligthume der Gottheit gesessen. Nichts ist vor

ihnen

ihnen sicher, die Gottheit selbst nicht: — und diese Menschen nennen sich Aufklärer, und sind Kinder der Finsterniß. Wir, die wir der Gottheit und der Tugend dienen, können in solchen Herzen nicht mehr wohnen.

Orza erwachte bey diesen Worten, und dachte über die Wahrheit derselben nach. Er kehrte zurück, und fand einen armen elenden Menschen bey seiner Thüre: er umarmte ihn, und führte ihn auf sein Zimmer. Ich träume nicht mehr, sagte er sich; ich wache; ich fühle das Vergnügen der Tugend; meine Seele ist wieder in mir; nie soll sie sich von Orza trennen. Seit dieser Zeit lebte Orza würdiger der Seele, die ihm der Unsterbliche gab; er bildete sich ganz zum Menschen. O! rief er auf, könnten die Rathgebungen des weisen Hassein doch jeden meiner Mitbürger dahin bringen, daß er einsehen möchte, wie elend der Mensch ist, wenn er Gott verläßt und die Tugend.

* * *

Wenn junge Leute in die Welt treten, so stellen sie sich meistentheils die Sachen ganz anders vor, als sie sind.

Die

Die Sinnlichkeit überwiegt bald den Verstand. Man eilt dem Scheine des Vergnügens nach, dem Schmetterlinge gleich, der an der Flamme des Lichts sich verbrennt.

Ueberlegung ist nicht ein Geschenk der Jugend. Leichtgläubig flattert der Jüngling von Blume zur Blume; kennt die Dörner nicht, die um die Rose sind, und nicht die Schlange, die unter den Blumen vergiftet.

Der Mensch möchte glücklich, groß und angesehen seyn, und um dieses zu erlangen, macht er sich unglücklich, klein, verächtlich, weil er wahres Glück, wahre Größe und wahres Ansehen nicht kennt.

Glücklich ist der, der es so weit gebracht hat, daß er die Güter dieses Lebens mit Vernunft genießen, und derselben mit Beruhigung entbehren kann.

Glücklich ist der, der seinen ganzen Reichthum in seinem Herzen trägt, denn die Zufälle des Lebens werden ihn nie arm machen.

Glücklich ist der, der die Welt ansieht als Welt, und sich ein Herz bildet als ein Bürger zukünftiger Welten.

Groß ist der, der sich im Glücke gleich ist wie im Unglücke; der ein Freund der Menschheit ist, und sich selbst bestimmt; den nicht Zeit und Umstände bestimmen.

Groß ist der, der Unbilden ertragen kann und verzeihen; der keinen Dank für die Gutthat, keinen Lohn für seine Treue erwartet; der gut ist um der Güte willen, und tugendhaft der Tugend wegen.

Wahres Ansehen ist, ein Wohlthäter der Menschen zu seyn; sich sagen zu können: ich war jedes Menschen Freund; ich war meinem Fürsten treu — treu meinem Vaterlande. Das ist Ansehen.

Unglücklich ist der, der kein anderes Glück kennt als das, das dem Zufalle unterworfen ist, und das die Welt ihm rauben kann.

Der sich durch Reichthum, Güter der Welt, Titel, Ordensbänder, Chargen groß glaubt — der ist klein.

Klein ist der, der auf seine Talente groß thut. —

Die wahre Größe.

Ein Mensch, der alles auf sich hält,
verrathet seine Blöße:
Denn nicht im Adel, Stand und Geld
besteht des Menschen Größe.

Diplomen machen uns nicht groß,
und adeln unser Leben:
Der giebt sich als ein Dummkopf bloß,
Der glaubt, daß sie erheben.

Die wahre Größe ist ein Gut;
man muß sie selbst erwerben:
Man kann sie nicht durch Stand und Blut
ab intestato erben.

Und war der Vater auch ein Held,
wie keiner, je gewesen;
so erbt der Sohn vielleicht sein Geld,
Doch nicht sein edels Wesen.

Wie mancher sank nicht im Gefecht,
weiht sich dem Vaterlande;
und seine Kinder, sein Geschlecht,
sind seines Ruhmes Schande.

Der Vater war ein wackrer Held
sein Sohn ein fauler Bube.
Er zittert, spricht man nur vom Feld,
und liebt die warme Stube.

Den wackern Mann macht nicht der Bart;
man zeigt den Werth der Jahren
durch das Betragen: denn die Art
zeigt, was der Mensch erfahren.

Dort steht ein Mann im Heldenrock,
der Pulver schon gerochen;
und mancher Junker hat den Stock
an diesem Mann gebrochen.

Beym Himmel! haltet! ich kann nicht
Mißhandlungen ertragen.
Ihr Junker! mit dem Milchgesicht,
könnt ihr den Helden schlagen? —

Seht seine edle Stirne an,
seht, wie sie Nerben decken.
Ihr seyd ein Kind; das ist ein Mann,
zerbrecht doch euren Stecken.

Wie Junker! was that eure Hand,
Daß sich der Held beklagte?
Der Mann, der schon im Felde stand,
Und Leib und Leben wagte?

Dieß

Dieß edle, narbigte Gesicht
verkündiget sein Wesen.
Sagt, könnt ihr in demselben nicht
Den wahren Adel lesen?

Mißhandelt solche Mäner nie,
sie haben heil'ge Rechte.
Der Mann, der beugt für sie das Knie;
sie stunden im Gefechte.

Seyd unparteyisch, saget mir,
wer ist wohl mehr erhoben?
Ihr könnt den Adel durch Papier,
er durch die That, erproben.

Und braucht der König einstens Leut,
sucht man die alten immer.
Denn Junker! eure Herrlichkeit
bleibt lieber auf dem Zimmer.

Ein Würmchen, ist es noch so klein,
verzehrt die Pergamente.
Der Adel ohne Ruhm ist Schein,
und nahe seinem Ende.

Horcht denn auf meinen Unterricht:
wollt ihr den Ruhm erhalten,
so handelt, wie ein Weiser spricht:
klug, tapfer, wie die Alten.

Seyd Menschen, seyd der Tugend gut;
veredelt eure Thaten.
Gebt für den Fürsten Leib und Blut,
seyd Männer, seyd Soldaten.

Der Bauer.

Der Bauern Stand, o lieber Gott!
der schaft ja allen Menschen Brod:
doch bildet sich so mancher ein
von besserm Stoff, als unser eins, zu seyn,
o lieber Himmel! was ist das!
Ists Wetter heiter oder naß;
so muß der Bauer aus dem Haus
ins weite, weite Feld hinaus.
Ein schwarzes Brod ist für ihn gut,
und brennt die Sonne auch wie Glut,
so glaubt mir, Junker! auf mein Wort,
die Arbeit, die geht dennoch fort.

Gott! was weis man doch in der Stadt,
wie viel der Arme Bürden hat.
Es lebt ja mancher ohne Sinn,
und taumelt so berauscht dahin,
als klaubte man die Gottesgab,
das liebe Brod, vom Baum herab.

Ihr

Ihr Herrchen! zieht nur auf das Land,
und nehmt die Sichel in die Hand,
und schwitzet stundenlang beym Pflug;
trinkt moosigt Wasser aus dem Krug,
der Uebermuth wird euch vergehen.
Dann könnt ihr, lieben Herrchen! sehen,
wie hart der Mann sein Brod gewinnt,
wenn Schweiß von seiner Stirne rinnt.
Sagt, ist der Mann, der euch ernährt,
sagt, ist er nicht des Dankes werth?
Gott! müßtet ihr aufs Feld n'aus geh'n
so wär's ja um euch all gescheh'n.
In eurem seidenen Gewand,
mit eurer feinen zarten Hand;
wie fällt doch so was einem ein;
was würde das ein Pflügen seyn?
Und dennoch scheint's, als hätten wir vergessen
der Bauer pflügt — und wir essen.

Das haben wir beynah vergessen.

Melide.

Melide.

Weit entfernt von der Hauptstadt war der Ort, wo Melide wohnte. Entzogen dem wachenden Auge des Fürsten seufzten dort die Menschen unter dem Joche eines harten Statthalters. Dieser Mann mißbrauchte die Gewalt, die ihm der Fürst gab, und opferte das Wohl der Unterthanen manchmal seinen Leidenschaften auf.

Melide machte diese traurige Erfahrung. Am Tage der Freude, wo Melide alles das besitzen sollte, was sie liebte, am Tage, wo der Brautkranz um ihre Schläfe sich wand, wo die Rose der Wonne an ihren Busen blühte, machte Melide diese traurige Erfahrung. Arly nannte sich Melidens Vater, ein edler rechtschaffner Mann, den jeder in der Gegend liebte. Dieser zärtliche Vater bestimmte den jungen Valmor zum Bräutigam für Meliden. Geburt, Liebe, Neigung, und Glück, alles schien sich für Melidens Wohl vereinigt zu haben, als Arly diese Wahl traf. Melide war zufrieden, und Arly; nur war es Melidens

Mut=

Mutter nicht. Diese war eitel, und ehrsüchtig. Für ihr Herz war es noch nicht genug, daß Melide eine gute Partie traf, sie wünschte auch, sie auf die höchste Stuffe von Rang und Adel erhoben zu sehen.

Die Eitelkeit ist unter allen Leidenschaften die lächerlichste. Ihre Wünsche sind unbegränzt, sie arbeitet oft ihren eigenen Planen entgegen, und erniedriget sich, da sie sich zu erhöhen glaubt. Eine Mutter, die nur eine glänzende Versorgung für ihre Tochter wünschet, die wird bald beschämt seyn, wenn sie fühlt, daß ihre Tochter über sie erhoben ist. Die Frau Arly willigte also wider ihre Gesinnungen ein, daß Vallmor Melidens Gatte seyn sollte; aber mit Grund konnte sie doch nicht entgegenstreben. Allein die Ankunft des neuen Statthalters war der traurigste Zeitpunkt für die Liebenden. Der Graf Walton war ein Mann von eitelm Charakter; stolz, beherrscht von seinen Leidenschaften. Er kannte keinen andern Zaum seiner Lüste als die Unmöglichkeit. Pracht und Verschwendung waren sein Vermögen. Die ersten Tage, als er in der Insel ankam, war seine wichtigste Beschäftigung Freudenfeste

zu geben. Sein Herz hieng mehr an Wohllust und Vergnügen, als an den Unterthanen, die ihm der Fürst anvertraute. Der Tag zum Ball war bestimmt; alle Frauenzimmer vom Stande waren zu dem Vergnügen gebethen, und folglich auch Melide.

Melide, die an Schönheit weit die Schönheit jedes Mädchens dieser Gegend übertraf, wurde bald von dem Statthalter bemerkt. Der Graf fühlte eine Regung gegen Meliden in seinem Herzen, die ihm bisher ganz unbekannt war: obwohl er schon vierzig Jahre zählte, und viele Frauenzimmer kannte, so fesselte noch keine sein Herz, und er sah sie mehr als Gegenstände des Vergnügens, als der wahren Liebe und Anhänglichkeit an. Die Leidenschaft, die Sir Walton für Meliden fühlte, war weit von jenem Gefühle unterschieden, das ihm bisher das Frauenzimmervolk einflößte. Er fühlte sich erhabner, und die Flamme war reiner, die für Meliden in Sir Waltons Seele brannte. Sir Walton erfuhr bald, daß Melide eine Braut sey, und daß sie mit dem liebenswürdigsten Jünglinge in der Gegend sollte vermählt werden. Diese

Nachricht würde vielleicht jeden andern hofnungslos gemacht haben, nur Sir Walton war es nicht, denn er kannte zu sehr die Schwachheit der Weiber, ihre Eitelkeit, und ihren Stolz, als daß nur der Gedanke zu zweifeln, daß Valmor über ihn siegen sollte, ihn hätte beunruhigen können. Wie mehr Schwierigkeiten er entdeckte, um Melidens Herz zu besitzen, desto muthiger und kühner war der Graf. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, alle die Anstände zu überwinden, und der Sieg über Meliden, sagte er sich, wird in den Augen des Volkes desto herrlicher seyn. Gereitzt durch diese Hofnung verließ er selbe Nacht Meliden nie, immer war er auf dem Balle mit ihr, und sein Betragen gegen Frau Arly, und ihrer Tochter, war ausgezeichnet und einzig. Jedes andern Mädchens Eitelkeit hätte sich durch des Grafen Betragen geschmeichelt, aber Melide war verzweifelnd, denn sie konnte den ganzen Ball über mit ihrem Valmor nicht sprechen. Bey der ganzen Sache war hingegen niemand vergnügter, als Frau Arly. Sie konnte die Freude ihres Herzens nicht bergen, ihre Eitelkeit schmeichelte sich im höchsten Grade, und die Ehre, und das ausgezeichnete Wohl-

wollen

wollen des Statthalters gegen sie setzte bald jedes andere eitle Weib in Verzweiflung. Man sah auf sie, flüsterte sich in die Ohren, lächelte, klapperte mit den Fächern, und alles das verherrlichte der Frau Arly Vergnügen, und machte den Tag dieses Balls zum glücklichsten ihres Lebens.

So sind die Weiber; eitel und stolz, selten fähig der Freundschaft untereinander, jede will gefallen, und beneidet die andere, die mehr gefällt, und doch ist selten eine besser, als die andere.

Das ist ja recht schön, sagte eine, daß der Statthalter sich so mit der Arly unterhält! das wird doch eine herrliche Hochzeit geben.

Eine andere. Ja freylich eine Hochzeit nach der Mode, wo das Fräulein Braut zuvor schon einen Galanen hat.

Eine dritte. Hihihi! Sehen Sie doch, wie der Graf immer mit ihr schwätzt, als wenn er ihr noch so viel zu sagen hätte. Das wär' meine Sache; da möchte ich mich so der öffentlichen Kritik ausstellen.

Die zweyte. Kritik! o die Frau Arly ist schon lange über die Kritik hinaus! und Melide — — —

Die vierte. Melide ist ein heimtückisches Mädchen, wer weis, wie viel Galanen sie schon gehabt hat — vergebens hat sie sich gewiß nicht so geputzt.

Die Fünfte. Der große Federbusch, den sie trägt, ist gewiß schon ein Präsent vom Statthalter. Es ist doch recht unverschämt —

Eine andere. Itzt werden wir ja bald der Madam Arly die Aufwartung machen müssen, und uns in ihre Protection empfehlen?

Die sechste. Ohne Zweifel. Sieh nur, was sie sich für eine Grazie giebt; wie sie das Maul verkrümmt, und verzieht; und ihre Tochter — — die sitzt ja da, wie eine Rose.

Die vierte. Ja wirklich, wie eine Rose; nur ist der Unterschied, daß die Rose die Farbe von der Natur, und Melide aus dem Krammladen entlehnte. Ich glaube auch, sie legt Weiß auf.

Die zweyte. Ohne Zweifel. Zum wenigsten eine Pomade à la providence —

So und noch ärger ließen die Weiber die Frau Arly und Meliden durch, und schonten den Herrn Statthalter auch im geringsten nicht. Und was war hinter der Sache ? — noch Nichts. So sind die Weiber — wenige ausgenommen.

Sir Walton ersuchte Frau Arly um die Erlaubniß Meliden zu besuchen, und dieser Antrag schmeichelte der Eitelkeit dieses Weibes so sehr, daß sie schier ganz aus ihrer Fassung kam. Der Ball war zu Ende, und Melide kehrte mit ihrer Mutter nach Hause. Frau Arly war kaum einige Augenblicke mit Meliden allein, als sie ihrer Tochter die herrlichsten Aussichten schilderte, die sie durch Waltons Liebe erhalten könnte. Melide hörte sie an; aber eine edle Traurigkeit verbreitete sich auf ihren Zügen. Eingezogen, wie das gute Mädchen war, sah sie die Hofnungen ihrer Mutter vielmehr für Wirkungen des Ehrgeitzes, als für Wahrheiten, an.

Sir Walton vernachläßigte nicht, Meliden zu besuchen, und so kalt als Melide immer diesen feurigen Liebhaber empfieng,

so ließ er doch den Muth seiner vorhabenden Eroberung nicht sinken. Er entdeckte endlich der Frau Arly seine Absicht, er sagte ihr, wie sehr er Meliden liebte, und daß er bereit wäre, sein ganzes Schicksal mit ihr zu theilen. Frau Arly schmeichelte dem hofnungsvollen Walton mit Melidens Unterwürfigkeit, und sie zweifelte gar nicht, daß Melidens Vater einen so herrlichen Antrag der besten Partie nicht annehmen sollte. Der Graf verließ Melidens Haus voll sanfter Hofnungen, seinen Wunsch bald erfüllt zu sehen. Frau Arly sah die ganze Sache von der falschen Seite an; ihr Ehrgeitz verblendete sie, und sie beurtheilte das Herz ihres Mannes, und ihrer Tochter nach dem ihrigen. Voll Freude suchte sie ihren Gatten auf, und hinterbrachte ihm die erfreulichste Nachricht von Sir Waltons Antrage. Arly schwieg, und nachdem er die ganze Erzählung mit ernster Mine angehört hatte, antwortete er ihr mit äußerster Kälte. Du nennst das Glück, sagte er, was Unglück ist! — Weißt Du nicht, daß wir an Valmor unser Wort gaben, ihm Meliden versprachen? Wir können Waltons Anträge nicht mehr anhören, und die Weigerung wird ihn beschimpfen, und ihn vielleicht

leicht zu unsern Feind machen. Wie, erwiederte Frau Arly in einem Tone, der ihre Leidenschaft in ihrer ganzen Größe entdeckte, wie! Arly! Ihr wollt das Glück meiner Tochter mit Füssen wegstossen? — daß Euch der Gedanke nie wieder komme! — ich werde meine Tochter enterben, Euch verlassen, und nie will ich wieder in diese Gegend zurückkehren. Wie! Ihr widersetzt Euch dem Glücke Eures eigenen Kindes! seht Ihr denn die Vortheile dieser Verbindung nicht ein? Ehre, Ansehen, Macht sind ihre Folgen; wir werden den Rang, die Größe des Gouverneurs theilen — ja wir werden so viel, als er selbst, seyn.

Ich würde mich schämen, sagte Arly, wenn mich die Eitelkeit so weit, als Euch, gutes Weib! verblenden sollte. Ich gab Valmor mein Wort, und Pflicht und Ehre verbinden mich es zu halten. Valmor hat alles Recht auf mein Wort, auf mein Versprechen zu zählen. Ihr wißt es, wie sehr Melide ihn liebt, wie sehr sie wieder geliebt wird. Könntet ihr eine Leidenschaft, wie die, ersticken, die wir aufkeimen sahen, die wir nährten? Mein Wort ist heilig, und nie werde ich es brechen, und sollte auch

mein Leben davon abhangen. Ich verspreche Euch, Melide denkt, wie ich.

Fr. Arly. Eure Tochter? O gewiß nicht! wenn nur Eure schwärmerischen Grundsätze sie nicht wider meinen Willen empören. Ich hoffe so viel Edels in ihrer Seele zu finden, und so viel Empfindung in ihrem Herzen, daß sie wohl Sir Waltons Antrag erwägen wird. Sie soll mir gehorchen, und nie soll Melide Eurer niedrigen und pöbelhaften Denkart folgen. Ich gab an Sir Walton mein Wort — und auch das Eurige, und kann nicht mehr zurück.

Arly. Mein Wort, ach! das ist nicht in Eurer Macht. Weib! Weib! was thatet Ihr? Wozu verleitet Euch nicht eure Eitelkeit, euer Stolz? Welche Unbesonnenheit!

Wir wollen sehen, fuhr Frau Arly fort: aber vergeßt nicht, guter Arly! daß man einem Manne, wie Walton, nicht so begegnet. Frau Arly verließ ihres Gatten Zimmer, und suchte Meliden auf.

Die Ankündigung eines Todesurtheils wäre für Meliden nicht so schrecklich gewesen,

sen, als das Vernehmen, daß sie des Statthalters Braut werden sollte. Sie kannte den Ehrgeitz ihrer Mutter zu gut, und wußte, wie sehr sie auf ihren Entschlüssen verharrte, und zitterte daher für ihr künftiges Schicksal. Melide antwortete nichts, aber die Thränen, die häufig ihre Wangen heruntergleiteten, waren ihre Antwort. Frau Arly, die bereits durch alle mögliche Schmeicheleyen und Drohungen gegen Meliden erschöpft war, verließ ihre Tochter mit Unwillen, und befahl ihr, sich auf Sir Waltons Ankunft gefaßt zu machen.

Keine Hofnung war für das unglückliche Mädchen übrig; nur schmeichelte sie sich noch mit der Zärtlichkeit ihres Vaters, den sie aufsuchte. An seinem Busen schüttete sie ihre ganze Seele aus; er flößte Meliden wieder neuen Muth ein, da er ihr versprach, daß sie keinen andern, als Valmor, zum Gatten haben sollte.

Gestählt durch ihres Vaters Unterstützung empfieng Melide den Statthalter äußerst kalt, und die Art, mit der sie ihm begegnete, würde jeden Empfindsamen von Meliden entfernt haben; allein Sir Walton wurde nur begieriger auf seine Beute, und

da er sich auf Frau Arly ganz verließ, so nahm er seine Zuflucht zu Drohungen gegen Meliden. Sir Walton kannte des Mädchens Herz noch zu wenig, und überdachte nicht, daß die Liebe keinen Zwang, und die Neigung keine Gewalt kennt. Herzen lassen sich nicht wie Festungen erobern; sie müssen sich dem Sieger selbst ergeben, Kapitulationen sind nicht gut. Diese Ueberlegungen sind aber für einen Mann nicht, der nie gewohnt war, zu überlegen, der auf seine Macht, auf sein Ansehen pocht, dem man nie widerspricht, und dem sein Geld jede Befriedigung seiner Lüste gewährt. Reiche sehen Menschen wie Waaren an, und wie man sich eine schöne Rose kauft, so kauft sich der Luxus ein Mädchen. Man genießt die Rose, bis sie welk ist, oder bis eine schönere wieder aufblüht, so genießt man auch das Mädchen. Armes Mädchen — — Arme Rose!!

Die Rose.

Eine Rose, hold und rein,
ward in meinem Garten;
bey dem ersten Sonnenschein
pflegt ich ihr zu warten.

Keine Rose konnte ihr
an dem Purpur gleichen;
Wohlgerüche müßten hier
ihren Düften weichen.

Diese Blume war mir werth;
Gott! wie viele Sorgen
haben meine Ruh gestört
bis am frühen Morgen.

Mühsam hab ich sie bewacht
von der Hitz der Tägen,
und ich schützte sie bey Nacht
oft vor Thau, und Regen.

Ach! da kam ein Junker her,
der dieß Blümchen wußte,
und er drang in mich so sehr,
daß ich's geben mußte.

Herr! so sprach ich, weil ich soll,
muß ichs Euch wohl geben:
doch dieß Blümchen ist mein Wohl,
ja mein ganzes Leben.

Sorgt dafür, Ihr könnt es, Herr!
in dem großen Garten,
den Ihr habt, das ist nicht schwer,
einer Blum zu warten.

So gab ich das Blümchen hin;
voll von zarten Schmerzen,
lag es mir doch stets im Sinn,
stets in meinem Herzen.

Nach sehr kurzem Zeitverlauf
war die Blum entblättert:
andre Rosen sucht er auf,
die er nun vergöttert.

Meine arme Rose ist
hingewelkt — verwesen.
Mädchen! das ein Junker küßt,
möchtest du dieß lesen.

Sir Walton ließ seinen Muth nicht sinken, Melidens Herz zu erobern; er wandte alles an, was Kunst und List ihm zuflüsterten.

Celie, Melidens Kammermädchen, war das erste Werkzeug, dessen sich der Graf bedienen wollte, denn die Kammermädchen haben von jeher den Ruf, daß sie unendlich viel in Liebeshändeln beyzutragen vermögen. Man nahm Zuflucht zur List, denn List ist das Mittel niederträchtiger Seelen. Sir Walton versprach Celien eine gute Versorgung, und verschwendete viel Geld an dem Mädchen. Nun war Celie ganz für Sir Walton; sie fand sein Begehren so billig, seine Foderungen so gerecht, seine Ansprüche auf Melidens Herz so gegründet, seine Liebe so rein, seine Absichten so heilig, daß sie sich gar im geringsten nicht mehr besann, ganz für Sir Walton zu arbeiten.

List ist der Kunstgriff des Weibes; ihre Hofnungen gründen sich meistentheils auf Betrug; und so war es auch schon bey Celien beschlossen, die gute Melide zu hintergehen; sie brütete über Entwürfe, ihr Vorhaben auszuführen. Kein Geschöpf ist erfinderischer als eine Zofe, wenn es darauf ankömmt, zu hintergehen. Es ist äußerst auffallend, mit welchem Muthe sie oft jede Gelegenheit nützen, ihre Plane auszuführen. Verstellung ist gänzlich in ihrer

Ge-

Gewalt; das Lächeln ist zu ihrem Befehl, und die Thränen fließen, wann sie wollen.

Wenn ein Mädchen lose ist,
und die Zuflucht nimmt zur List,
sind die grösten Philosophen
große Dummköpf gegen Zofen,
Denn kömmt's auf die Täuschung an,
übertreffen sie den Mann.

Sanftes Lächeln im Gesicht,
Augen, wo die Liebe spricht,
Unschuld schmachtendes Verlangen,
Thränen auf den holden Wangen,
von der Falschheit keinen Zug;
und doch Täuschung und Betrug.

Einer Zofe wird nie bang;
sie besinnet sich nicht lang:
keck in ihren Unternehmen,
kann nichts ihren Entschluß hemmen:
geths durch eins nicht, macht sie zwey,
dieses gilt ihr einerley.

Wenn der Mann sich oft besinnt,
Ist er gegen ihr ein Kind;
statt dem langen Ueberlegen
geht sie keck dem Werk entgegen:
weil der Philisoph studirt,
ist die Sache ausgeführt.

 Muthig

Muthig und gedankenlos
zählt sie auf das Glücke blos;
weil die Männer sich besinnen,
ist der Sieg schon gänzlich ihnen.
Uns kost' das Betriegen Müh,
ganz Natur ist es für sie.

Zofen sind von großem Werth.
Bis ein Mann sich umgekehrt,
haben sie bey manchen Fällen
in Gedanken nur zu wählen,
und doch jeder wird sehr fein
wohlgeschickt und listig seyn.

Männer! ah, gesteht es frey,
es ist ja nun einerley,
daß ein Mädchen, das betrieget,
euch an Witz weit überwieget,
und daß sie an Muth und List,
euch all überlegen ist.

Sagts nur, keine Schand ists nicht;
hat nicht manches schön Gesicht
euch verteufelt hintergangen?
Haben manche schöne Wangen,
denen ihr oft Küsse gabt,
nicht zum Besten euch gehabt?

Sagts nur, freylich klingts nicht fein:
doch wir sind ja nicht allein,

die

dieses kann euch ja wohl trösten,
man hat mehrere zum besten;
jeder, will er es gesteh'n;
Wird sich auf der Liste seh'n.

Doch wer ist wohl Schuld daran?
Ist es das Weib? ist es der Mann?
Es ist unser eignes Werke.
Wir bedienen uns der Stärke,
und die Weiber sich der List,
weil's der Theil der Schwächern ist.

Stärke ist das Mannsgeschlecht,
unser ist Gesetz und Recht.
Wir gebiethen unsern Schönen,
wenn wir sie nicht rühren können.
Weiber! seyd gehorsam — ihr!
So, ihr Herrn! so sprechen wir.

Ja, wir sprechens: aber sie
lachen über unsre Müh;
spotten der Gesetz Quartanten,
und der Rechte Folianten,
Denn ein Blick — auch noch so schlecht —
stürzt von ihnen Jus und Recht.

Stücke viele Zentner schwer
führen wir oft mit dem Heer,
und Soldaten Millionen:
doch wer hat den Sieg gewonnen?

Oft ein Mädchen ohne Schlacht,
das aus Helden Sklaven macht.

Männer! Männer! trotzet nur;
mächtiger ist die Natur.
Euer Anseh'n, eure Stärke
ist nur der Erfindung Werke;
aber was im Weibe liegt,
hat durch euer Herz gesiegt.

Noch war nie ein Stoiker
so mechanisch und so schwer,
der auch jeden Menschen hechelt,
daß er nicht zuweilen lächelt,
und die beyden Schultern zuckt,
Wenn ein Mädchen nach ihm guckt.

Auch der ernste Alchymist,
der ein Feind der Mädchen ist
der beständig laboriret,
schmelzet, scheidet, distilliret,
schonet keinen Fleiß und Müh,
und liebt die Galanterie.

Stolz auf seine Wissenschaft,
dünkt er sich von stärkrer Kraft.
Er glaubt, daß er bey Retorten
sey ein andrer Mensch geworden,
Stolz ist stets des Hochmuths Sprach,
doch der Mensch bleibt immer schwach.

Seine Tage, spät und früh,
weihet er der Alchymie,
Denn er will der Welt beweisen
was der wahre Stein der Weisen,
und nun kömmt zu dem Camin,
gar ein niedlich Mädchen hin.

Großer Doktor, goldner Mann!
So fängt nun das Mädchen an,
Könnten Sie mir nicht was geben?
Länger möcht' ich gern noch leben,
denn ich armes, krankes Blut,
ich befind' mich gar nicht gut.

Herzlich, spricht der Alchymist,
der ein Arzt der Aerzte ist,
will ich dich von Grund kuriren.
Er vergißt sein Laboriren,
sieht begierig in die Höh
ums aurum potabile.

Er nimmt nun sein Glas herab,
giebt von dieser edeln Gab
nach der Vorschrift und den Listen
der berühmtesten Chymisten
eine kleine Dosis ein.
S' Mädchen wird bald besser seyn.

Doch wer hätte dieß geglaubt?
Ihrer Sinne ganz beraubt

sinkt

sinkt das Kind zur Erde nieder
schließt die holden Augenlieder,
weg ist nun der Alchymist,
der schon voll von Liebe ist.

Schüchtern läuft er um und um,
stößt in Eil die Tiegel um,
und zerbricht mit Einem Worte,
Glas und Mörser und Retorte,
und Merkur und Gold fliegt hin
weit hinaus durch den Camin.

Welch ein wunderlich Gesicht
macht der Chymikus itzt nicht?
Nun hat er es auch erfahren,
daß die Arbeit vieler Jahren,
oft im Augenblick zerfällt,
wenn man auf sich selbsten zählt.

Kein Mensch, wer er immer ist,
ist der Tugend stets verg'wißt;
Wer an seine Stärke zählet,
ist schon sicher, daß er fehlet;
denn der Mensch bleibt immer schwach,
und giebt gern der Schwäche nach.

Jahre lang mit Geisteskraft
ist der Mensch oft tugendhaft,
und oft eine einz'ge Stunde
schlägt dem Herzen eine Wunde,

die

die oft manchmal schwer verheilt,
wenn man mit der Cur verweilt.

Fehlt dein Nächster, lache nicht,
Wie der Mund der Weisheit spricht:
jeder Mensch hat seine Schwächen,
jeder Mensch hat sein Verbrechen;
der sich stark glaubt überall,
der ist nahe an dem Fall.

Traurig saß Zelie auf Melidens Zimmer, und in Gedanken vertieft heftete sie ihr Auge starr zur Erde. Was fehlt dir, Celie? sagte Melide. Gott im Himmel! fieng das heimtückische Mädchen an; ich dachte eben über die Mannsleute nach; dachte, daß sie so winig unserer Liebe werth sind, und daß ein Mädchen recht unglücklich ist, die ein gutes, empfindsames Herz hat.

Melide. Was verleitete dich auf diesen Gedanken?

Celie. Valmor. Sie wissen ja doch, was er Ihnen oft vorschwätzte; — und nun — —

Melide. Und nun! — Du erschreckst mich. Fahre fort;

Celie. Es ist besser, ich schweige, Sie würden es vielleicht ohnehin nicht glauben.

Melide. Ich beschwöre dich, Celie! sage, ist nicht Valmor verreiset?

Celie. Verreiset? — O bey Leibe nicht!

Melide. Und er sagte mir es doch! — und schon ganze 3 Wochen sehe ich ihn nicht mehr.

Celie. Und werden ihn nicht mehr sehen. Was frägt er nun nach Meliden; er heurathet ja das schöne Fräulein Sophie von Nelkenheim.

Melide. Du lügst.

Celie. Hab ichs nicht gesagt, Sie werden es nicht glauben; — aber ich habe Beweise.

Melide. Beweise! — —

Celie. Ja, Beweise. Sie kennen ja doch Valmors Schrift?

Hier zog Celie ein Billet aus der Tasche, und überreichte es Meliden. Sie

ſagte, es wären Verſe, die Valmor an ſeine Braut verfertigte, und die Celie auf dem Zimmer des Kammermädchens der Fräulein von Nelkenheim auf dem Nachttiſche entwendet hätte.

Bläße und Röthe wechſelten auf Melidens Wangen ab. Sie ſah nach dem Blatt, kannte Valmors Schrift, und ſank auf einen Lehnſtuhl nieder. Celie frolockte über ihren glücklichen Einfall, und verkehrte kein Auge mehr von Meliden. Sie wollte wiſſen, welch einen Eindruck dieſe Liſt auf ihre Gebietherinn machen würde. Melide las:

Lied

im Tone:

Je ſuis Lindor; ma naiſſance eſt commune.

Wenn du mich liebſt, ſo iſt die Sonne helle,
ſchöner und reiner iſt mir ihr glänzend Licht:

Liebſt

Liebst du mich nicht, so reitzt die
schönste Quelle,
ja ohne dich reitzt mich die Freude nicht.

Liebst du mich nicht, so schleicht der
schönste Morgen
finster und dunkel für dieses Herz vorbey.

Wenn du mich liebst, so schwinden
alle Sorgen,
und meine Seele wird jedes Kummers
frey.

Wenn du mich liebst, ist nichts mehr
für mich öde;
alles fühlt Wonne, und alles ist Natur:
liebst du mich nicht, so wird mein
Auge blöde,
schmucklos und eckelnd scheint mir die hol-
de Flur.

Wenn du mich liebst, ist jeder Mor-
gen heiter,
frölich und munter ist jeder Tag für
mich:
liebst du mich, so düften keine
Kräuter,
denn alles lebt nur für mein Herz durch
dich.

Wer

Wer kann doch Schöne! dich sehen
und nicht lieben?
Wer kann dich kennen, und dir sein Herz
nicht weih'n?
Hast du die Macht, gebiethe meinen
Trieben,
und laß dich minder für mich gefährlich
seyn.

Kannst du dieß nicht, so laß mich
dich verehren,
laß dir es sagen, wie sehr mein Busen
glüht.
Kannst du, Geliebte! dem Compaß es
verwehren,
daß ihn der Nordpoll nach seinen Gränzen
zieht?

Eine förmliche Liebeserklärung! rief Melide auf! o der Ungetreue! — — Melidens liebendes Herz war ganz aus seiner Fassung gebracht; ihr Schmerz war so tief, daß ihm selbst Thränen und Seufzer mangelten. Valmors Unbeständigkeit schien ihr zehnmal schmerzlicher, als die traurige Nothwendigkeit, daß sie ganz ihrem Geliebten entsagen sollte. Celie war durch Melidens Zustand wenig gerührt;

sie triumphirte in ihrem Herzen, und glaubte, Melide würde ihren Valmor bald vergessen. Dann ist alle Hinderniß gehoben, sagte Celie, und ich bin nahe meinem Glücke. Aber Melide dachte nicht so. Wenn mir auch Valmor ungetreu ist, sagte sie, so ists Melide nicht. Ewig will ich ihm treu seyn, und kein anderer mehr soll je Ansprüche auf Melidens Herz haben; sie saß sich zum Clavier und sang: —

Ewig ist die wahre Liebe,
denn auf Tugend gründ't sie sich.
Jede andre Herzenstriebe
sind in uns veränderlich.

Lieben will sehr vieles sagen.
Wenn man gleich von Liebe spricht,
kennt man doch in unsern Tagen
wahre, reine Liebe nicht.

Nicht in kahlen Schmeicheleyen,
nicht in blosser Sinnlichkeit,
in verliebten Tändeleyen
liegt der Grund der Zärtlichkeit.

Liebe liegt in unsrer Seele:
wenn die gut und fühlbar ist,
ist der Gatte, den ich wähle,
meiner Zärtlichkeit verg'wißt.

Ohne

Ohne dem sind die Gefühle
bloße, eitle Tändeley'n:
Liebe gleicht dem Kinderspiele,
Leidenschaften, Raserey'n.

Nur die Liebe reiner Seelen,
Die ist ewig — ja nur die.
Wenn sich edle Herzen wählen
Nach dem Drang der Harmonie.

Gründet sich nur dein Verlangen
auf der Jugend schön Gesicht,
und auf rosenrothe Wangen;
solche Liebe dauert nicht.

Schönheit singt in Frühlingsstunden
gar zu bald ihr Schwanenlied.
Reitze die sind bald verschwunden,
Rosen haben bald verblüht.

Nur das Herz bleibt; edle Seelen
sind, wie in dem Blumenreich
ewig wie Perpetuellen,
immer blühend, immer gleich.

Doch vertieft und eingeknettet
in den Teig der Sinnlichkeit,
führt der Pfad, den ihr betretet,
nicht zu Glück und Seligkeit.

Sinnlich sind bloß eure Triebe,
lüstern seyd ihr nach Genuß.
Ists ein Wunder, daß die Liebe
aus dem Herzen weichen muß?

Taummelnd in Gelüsten immer,
ganz von Sinnlichkeit berauscht,
wechselt ihr mit Frauenzimmer,
wie man mit der Mode tauscht.

Mädchen machens auch nicht besser;
heute diesen; morgen den.
Unsre Tollheit wird stets größer,
wie kann die Vernunft besteh'n?

Wohllust kennt die reine Flamme,
Wohllust kennt die Liebe nicht.
O entweiht nicht diesen Name,
den die ganze Schöpfung spricht! —

Liebe kömmt von reinen Quellen;
sie, der Gottheit einzig Kind,
wohnet nur in guten Seelen,
die der Lieb' empfänglich sind.

Lieb' und Wohllust sind verschieden:
diese ist ein Kind der Welt!
jene aber ist hienieden
mit den Engeln selbst vermählt.

Wohllust führt durch Tändeln, Scherzen
manchen Menschen zum Vergeh'n;
Liebe schaft aus unsern Herzen
Tempel für den Ewigen.

Doch man spottet diesen Worten;
es ist ja Pendanterie,
denn es herrscht itzt aller Orten
Liebe — nein! — Galanterie.

Menschen suchet euer Glücke;
Liebe macht den Göttern gleich.
Kommt von euerm Wahn zurücke,
Tugend nur, die adelt euch.

Noch spielte Melide am Clavier, als ihr Vater aufs Zimmer trat. Hastig erhob sie sich, streckte ihre Arme nach ihm aus, und heiße Thränen flossen ihre Wangen herab. Arly tröstete aber seine Tochter, denn er war schon ganz von Celiens Ränken unterrichtet. Das Gedicht, das Celie Meliden überreicht hatte, war auf Valmors Geliebte, auf Meliden selbst verfertiget. Er zörnte über Celiens niedrige Denkart, und verwies sie noch selbe Stunde aus seinem Hause.

Die Frau Arly war halb verzweifelnd über die Standhaftigkeit ihres Gemahls. Die behandelte Meliden mit der äußersten Strenge, und foderte unbedingten Gehorsam. Wie gern wollte ich Ihnen gehorchen, sagte Melide; aber denken Sie doch, daß ich auch auf Ihren Befehl Valmor liebte. Warum wollen Sie nun, daß die Flamme in meinem Herzen verlösche, die Sie selbst angezündet haben? — O wie gern wollte ich alles für Sie thun, wie gern meinem Herzen gebiethen! — — O Melide! erwiederte Frau Arly, könntest du dein Glück von dem wahren Gesichtspunkte ansehen, wie gehorsam würdest du nicht seyn! — aber — wenn du nicht willst, so will ich; und wenn du dein Glück verkennst, so will ich dich zwingen, klug zu seyn.

Und ich, sagte Herr Arly mit einer männlichen Stimme — und Ansehen und Ernst war auf seiner Stirne — und ich, sagte er, bleibe meinem Worte getreu, das ich gab. Tröste dich, Melide! Valmor ist deiner würdig; du sollst ihn haben, und sollte die ganze Hölle sich entgegen rüsten.

Bey diesen Worten war Frau Arly wie eine Rasende. Sie lief zum Statthalter, beklagte sich über den Eigensinn ihres Mannes, dichtete ihm harte Begegnungen zu, und sagte in Zorn und Wuth unvernünftige Dinge nach der Menge. Der Statthalter, der sich beleidigt fand, sann bald auf Mittel sich zu rächen. Man dichtete dem würdigen Arly verschiedene Verbrechen an; er wurde als ein bekannter eigensinniger Mann, der sich wider die königl. Befehle auflehnte, verläumdet, und noch selben Abend als ein Störer der öffentlichen Ruhe ins Gefängniß geworfen.

Weiber! euer Eigensinn
treibt euch oft zur Tollheit hin.
Euren eiteln Narrenstreichen
soll Vernunft und Tugend weichen.
Mancher Mann, eh ers gedacht,
ist ins Unglück tief gebracht.

Wimmert dann, und weint und schreyt,
Sklavinnen der Eitelkeit!
Unglück ist der Thorheit Werke,
Männer! brauchet eure Stärke,
denn oft bringt ein eitels Weib
euch um Seele, Gut und Leib.

Arly war nun im Kerker, und bald verbreitete sich ringsumher das Gerücht seines Unglückes. Selbst Arlys Gattinn war verzweifelnd; Melide — unfähig alles Trostes. Der zweyzüngige Ruf, der jede Kleinigkeit vergrößert, vergrößerte auch diese Geschichte, und bald dichtete man dem unschuldigen Arly die abscheulichsten Verbrechen an. Melide war ausser sich, und keinem Gefühle gab sie mehr Gehör, als dem Gefühle kindlicher Liebe. Sie war schon beym Statthalter; ihre Mutter eilte ihr bald nach, und ehe sie in des Gouverneurs Zimmer trat, rief sie der unglücklichen Melide zu: In deinen Händen, Mädchen! ist deines Vaters Schicksal; ein Blick von dir wird den Zorn des Statthalters entwaffnen. Fasse dich, Melide! Melide antwortete aber nichts. Wie, sagte Frau Arly, unglückliches Mädchen! du zauderst! — unglücklicher Vater! kånntest du die Grausamkeit deiner Tochter; du würdest sie nicht überleben.

Melide. O martern Sie mich nicht mit diesem schrecklichen Bilde; Sie zerreißen mein Herz, das schon von Kummer vollends zerfleischt ist. O erwarten Sie alles von mir — mein Leben, mein Blut; tausendmal gieb ichs hin für den zärtlichsten der

Väter.

Väter. Herr! sagte sie dann zum Statthalter, ich verbürge mich für meinen Vater. Ist er strafbar, fodern die Gesetze sein Leben als ein Opfer der Gerechtigkeit, so opfern Sie mich auf; sein Blut läuft auch in meinen Adern; fodern es die Gesetze, so fließe das meinige. Kalt war des Statthalters Herz bey Melidens Thränen; unruhig rollte sein Auge unter seiner Stirne, und Melide konnte lesen, daß ihr Vater unschuldig war, und daß sein Gefängniß das Werk der Rache und der verschmähten Liebe sey.

Verstelle Dich nicht länger, sagte Melide zu dem Statthalter; meines Vaters Gefangenschaft ist Dein Werk, nicht das Werk der Gesetze. Mißbrauche nicht Deine Macht gegen Geschöpfe, die zu unmächtig sind, Dir zu widerstehen. Unterdrücken kannst Du uns — ja — aber Unterdrückung ist nicht der Weg zur Liebe. Ich muß Dich erst schätzen können, ehe ich Dich lieben kann. Einst warst Du mir gleichgültig, weil ich Deine Gemüthsart nicht kannte: nun hasse ich Dich, denn Du bist ein leidenschaftlicher Mensch, den sein Herz nicht, sondern seine Gelüste regieren. Du bist ungerecht gegen meinen Vater, weil es Dir nun Deine Leiden-

schaft so gebiethet, und Du würdest ungerecht seyn gegen Deine Gattinn, wenn eine andere Leidenschaft in Dir wieder erwachte. Sklave Deiner selbst! ändere zuvor Dein Herz, und sey liebenswürdig, dann wirb um ein Mädchen. Schamröthe deckte die Stirne des Statthalters; Reue war in seinem Herzen über den unvorsichtigen Schritt, den er gethan hatte. Er war unentschlossen, was er thun sollte; aber ein unverhofter Auftritt riß ihn aus seiner Verlegenheit.

Valmor und Arly traten aufs Zimmer. Der Statthalter erblaßte. Was willst Du, junger Mensch! sagte er zu Valmor. Die Unschuld aus dem Kerker retten, erwiederte Valmor; die Pflicht der Menschheit erfüllen, und Dich lehren, was Du zu thun hast.

Der Statthalter. Unverschämter!

Valmor. Der bist Du, denn Du mißbrauchst die Gewalt des Königs, und die Schande ruhet nur ober dem Scheitel des Niederträchtigen. Sieh mich an! ich wars, der diesen Unschuldigen rettete; der in Kerker drang, deine Wachen zerstäubte, und die Unschuld in Freyheit setzte. Ich weis es;

Du

Du hast die Macht, mein Leben ist in Deinen Händen; meine That ist zu auffallend; es kostet Dich auch gar keine Mühe, sie zum Verbrechen zu machen. Der Pöbel wird dir vielleicht auch recht geben, stürbe ich auch auf dem Schaffott: aber frage Dein Herz, Dein inneres Gefühl, und verdammt mich auch dieses, so komm! — hier sind meine Hände — ich erwarte Deine Fesseln.

Der Statthalter war ganz betroffen — alle stunden um ihn her in tiefem Still= schweigen. Es ist wahr, rief endlich der Statthalter auf; ich übereilte mich. Die Leidenschaft konnte mich zum Unternehmen eines Verbrechens verleiten, aber nicht es auszuführen. Ich bekenne es, Valmor! Dein Herz ist würdiger, Meliden zu besitzen, als das meine. Seyd glücklich! Verzeiht mir den Schritt, den ich gethan habe; ich bin Mensch, und wie nahe gränzet die Menschheit an Schwachheit, Schwachheit an Verbrechen!

Glücklich war Arly, glücklich Valmor an Melidens Seite. Oeffentlich erklärte der Statthalter Arlys Unschuld, und seit diesem Auftritte war Sir Walton der wür= digste, gutthätigste Mann, und durch eine Reihe von edlen Thaten suchte er das Ver= brechen

brechen wieder gut zu machen, das er begieng. Alles war vergnügt; nur Frau Arly nicht; die Eitelkeit begleitete sie bis in die Grube.

Der Mann muß ein sehr großes Herz haben, der Macht und Gewalt hat, und Macht und Gewalt nicht mißbrauchet, wenn ihm seine Leidenschaft gebiethet.

Die Weiber sind äusserst kurzsichtig, wenn ihre Eitelkeit in ihnen erwacht; — sie befriedigen nennen sie Glücke.

So gefährlich der Stolz für den Mann ist, so ist es die Eitelkeit für das Weib; beyde verleiten uns zur Thorheit.

Eine eitle Mutter opfert ihre Tochter der Eitelkeit auf; führt sie zum Verderben, und glaubt sie zum Glücke zu führen.

Vergebens sind die Vorstellungen der Vernunft; ein eitels Herz giebt keiner Vorstellung Gehör, wenn sie nicht ihrer Eitelkeit schmeichelt.

Heinrich und Hannchen.

Ein Versuch einer Romanze im alten Geschmacke.

Lad' Junge mir mein Schießgewehr,
Es fångt schon an zu tagen,
und bring mir den Tornister her,
Ich muß hinaus zum Jagen.

Ich wålzte mich die ganze Nacht
schlaflos herum im Bette,
Hab jede Stunde durchgewacht,
bis zu der Morgen = Röthe.

Komm, laß uns in der freyen Luft
des Morgens Lust genießen:
es soll der Blumen sanfter Duft,
durch unsre Adern fließen.

Was machen wir hier eingespert
stets in der alten Veste,
wo lange Weile uns verzehrt?
Hinaus! das ist das beste.

So

So sprach Reinholdens wackrer Knab,
und löset seinem Hunde
die Kette von dem Hals herab,
und gieng davon zur Stunde.

Der alte Reinhold wurde wach,
und jammert um den Knaben,
und schickt ihm viele Diener nach;
doch er war nicht zu haben.

Er war schon weit, Gott weis es wo?
Wozu er auch gegangen?
man wußte nicht, warum er floh,
noch was er angefangen.

Dem Vater aber schwindelts sehr
mit Grund noch im Gehirne:
mein Sohn liebt zuverläßiger,
sprach er, noch seine Dirne.

Der Vater war dem Räthsel nah,
und hatte es errathen:
Denn Heinrich, der sein Hannchen sah,
war halb von Lieb gebraten.

Dieß Kind war aus der Nachbarschaft
die Tochter eines Reichen:
an Schönheit und an Geisteskraft
war keine ihres Gleichen.

Ihr

Ihr Vater war ein guter Greis,
doch war er nicht von Adel:
er war vernünftig, klug und weis
und lebte ohne Tadel.

Allein vergebens war sein Ruhm,
denn Heinrichs Vater lachte,
weil nur bey ihm das Alterthum
des Adels Menschen machte.

Vergebens stellte man ihm vor
des Mädchens holde Güte;
mein Sohn, sprach er, der ist ein Thor,
er schåndet mein Geblüte.

Nein, sprach er, nein! ich schwörs bey
Gott!
nie soll er es erleben.
Ja eher will ich ihm den Tod,
als ihm dieß Mädchen, geben.

Nun that der gute Heinerich,
den dieser Schwur betrübte,
mit jedem Tage kümmerlich,
weil er sein Hannchen liebte.

Auch Hannchen kümmerte sich sehr
um ihren Heinrich wieder,
und legte manchen Abend schwer,
und kummervoll sich nieder.

Einst kam dem guten Mädchen vor
zu Nachts im leisen Schlummer;
als lispelte ihr was ins Ohr:
Ich lindre deinen Kummer.

Es war, als wenn im Todteng'wand
ein Wesen zu ihr käme,
und sie ganz eiskalt bey der Hand
in ihrem Schlummer nähme.

Wer bist du? schrie das Mädchen auf,
ich förchte mich, o Götter!
Ich bin, erwiederte darauf
der Geist, nur dein Erretter.

Komm morgen früh in Tannenwald,
dort bey der hohen Linden
wird meine Todten-Hand dich kalt
mit Heinerich verbinden.

Das Mädchen wurde schüchtern wach,
und eilte früh am Morgen,
Noch denkend dem Gesichte nach,
in Wald hinaus voll Sorgen.

Und als sie zu der Linde kam,
sah sie ein blutig Messer;
sie sah es an, und als sie's nahm,
war Furcht und Schrecken größer.

Ganz

Ganz schüchtern sah sie sich umher;
nun sah sie in der Weite —
die Furcht ward immer heftiger —
ihr däucht es, viele Leute.

Ein Tieger, der ein Lamm zerriß,
der lag dort hingestrecket;
man sah im schrecklichen Gebiß,
wie er die Zähne blöcket.

Von Blut war ganz die Erde roth,
wo sich das Raubthier streckte.
Und Gott! dort lag auch Heinrich todt,
der dieses Thier erlegte.

Sein Leichnam, der in Blut noch schwamm,
war kaum mehr zu erkennen,
Er war, sprach sie, mein Bräutigam,
und netzte ihn mit Thränen.

Sie sank auf den Geliebten hin,
und da sie ihn umfaßte:
Wie glücklich! rief sie, daß ich bin!
als sie mit ihm erblaßte.

Der Alte weinte bitterlich,
als er dieß alles hörte,
und grub den guten Heinerich
zu Hannchen in die Erde.

Dann ließ er Heinrichs Lebenslauf
in Marmorstein aushauen,
und stellt' ihn in der Veste auf,
wo ihn die Leut' noch schauen.

Ritter Alphons.

Eine Rittergeschichte, bearbeitet nach der
Art alter Volkslieder.

Der Sonnen Licht, das allgemach
schon durch die dicken Nebel brach,
verkündigte den Morgen.
Da lag noch Alphons voll von Quaal
bey seinen Pferden in dem Stall,
und martert sich mit Sorgen.

Alphons war noch ein junger Mann,
hatt' manche edle That gethan,
und war ein braver Ritter.
Schlank war er, wie ein Erlenholz,
und schnell im Laufen wie ein Polz;
auch spielte er die Zitter.

Sein

Sein Muth war wahrer Löwenmuth,
wie Feuer wallte stets sein Blut;
er war der Feinde Schrecken.
Er kämpfte muthig mit dem Schwert,
und was sein Säbel nicht verheert,
erschlug er mit dem Stecken.

Der Ritter, wie sich's manchmal giebt,
der war auf einmal ganz verliebt,
in eine edle Schöne.
Frisch war sie, wie ein Mandelkern,
und leuchtend wie der Morgenstern;
man nannte sie Helene.

Die Liebe — hol der Teufel sie! —
verrückt uns Kopf und Phantasie:
Frau Venus loser Bube,
hat manchen wie die Kronik sagt,
ins Bockshorn tief hineingejagt,
im Feld, und in der Stube.

Dem Ritter gieng es eben so:
einst war er muthig, lächelnd, froh;
nun schneidet er Gesichter,
und weinet Thränen wie ein Weib,
und krümmt, und beugt den ganzen Leib,
als hätte er die Gichter.

Das Fräulein, das war herzlich schön,
ein jeder sagt's, der sie gesehn,
daher war es kein Wunder,

daß

daß Alphons wimmerend um sie that!
doch theuer ist stets guter Rath,
bey dem verliebten Plunder.

Ihr Vater war wie Eichenholz,
hart, unversöhnlich, grob und stolz,
und bös auf seine Töchter.
Er war von seiner Jugend an,
nichts weiter als ein Edelmann,
ein Reiter und ein Fechter.

Verflucht sah es in seinem Haus,
von innen und von außen aus:
denn um die alte Veste,
verbreitete im großen Raum,
ein alter, heil'ger Eichenbaum,
die fürchterlichen Aeste.

Wie Kohlen war die Mauer schwarz,
und an den Thüren hieng das Harz,
von groben Tannenrinden.
Und Pallisaden zugeschnitzt,
die stunden um das Schloß gespitzt,
aus Ferchenholz und Linden.

Das Thor, wenn ich's berechnen soll,
hielt in der Dicke dreyßig Zoll,
und war verwünscht verklammert:
den eisern Riegel Ellen lang —

— mir wird schon beym Erzählen bang —
die waren hingehammert.

Zehn Hunde, wie ein Löwenheer,
die brüllten um das Schloß umher,
und waren schlimm wie Teufeln.
Wer sich zu nahe hingewagt,
der war von ihnen angepackt,
daran ist nicht zu zweifeln.

In diesem fürchterlichen Ort,
in dieser wilden Veste dort,
wohnt unsers Alphons Schöne.
Dort hat sie manche lange Nacht,
in bangen Sorgen durchgewacht,
und weinte manche Thräne.

Das Mädchen — doch wer glaubt es wohl? —
Das Mädchen — ja das Mädchen soll —
Was? — eine Nonne werden?
Dieß ist ein fürchterlicher Schluß,
ihr Vater will es, und sie muß,
das ärmste Kind auf Erden.

Ich that von meiner Jugend an,
so fieng des Mädchens Vater an,
sehr viele große Sünden:
Doch, Tochter! werde ich durch dich
als Nonne wieder sicherlich
bey Gott Versöhnung finden.

Am Morgen, wenn die Sonn' aufgeht,
wirst du, versammelt im Gebeth,
für deinen Vater büßen:
der Himmel wird dann mit Geduld,
mir meine Sünden, meine Schuld,
durch dich vergeben müßen.

Vergebens weinte sich das Kind
aus Gram und stettem Kummer blind;
vergebens floßen Thränen.
Der harte Vater hörte nicht,
weil weder Liebe, weder Pflicht,
sein Herz bewegen können.

Ein Herz, das rauh, und hart, und wild;
ein Kopf mit Vorurtheil gefüllt,
hört die Vernunft gar selten.
Hier führt des Vaters Eigensinn;
die Tochter auf die Schlachtbank hin;
das Mädchen muß's entgelten.

Wie lächerlich stellt mancher Thor,
sich nicht die weise Gottheit vor,
und denket sich ein Wesen
in großen Raum des Himmels hin,
ganz leidenschaftlich und ganz Sinn,
wie keines je gewesen.

So denkt sich noch in unsrer Zeit,
auch mancher nach Bequemlichkeit
sein Gläubchen hübsch zusammen.

Oft trägt die falsche Pietät;
die nur in Gleißnerey besteht;
des Glaubens heil'gen Namen.

Wir richten uns oft gern bequem,
nach einem eigenen System
des Glaubens heil'ge Lehren.
Wie mancher beichtet wochentlich,
und bleibt doch stets ein Bösewicht;
und hält sich hoch in Ehren.

Es giebt ja noch in unsrer Zeit,
bigottisch, böse, dumme Leut,
die ihren Nächsten hassen.
Sie kennen keine Menschenpflicht;
und halten die Gebothe nicht;
ihr Glaub' ist in Grimassen.

Just so ein Mann war unser Held;
der alte Ritter Normanfeld,
der Vater unsrer Schönen.
Er lebte, was der Brief vermag;
und hoffte dann von jedem Tag
auf seiner Tochter Thränen.

Er dachte sich's so ganz kommod;
sein Gläubchen und auch seinen Gott;
und baut auf selben Schlösser:

Und so gieng jeder Tag vorbey,
und es war immer einerley,
nie um ein Härchen besser.

Dem stärksten Schwelger, wie man sprach,
gab er nicht im geringsten nach:
er hielt auf Wein und Essen;
und machte sich auch nichts daraus,
er hielt in seinem eignen Haus
sich auch wohl gar Mätressen.

Einst trafs — es war sein Namenstag —
vor Furcht den Ritter traf der Schlag,
denn Alphons kam geritten.
Er trank mit ihm ein Gläschen Wein,
und fieng dann um das Töchterlein,
sehr höflich an zu bitten.

Das Mädchen sah den Jüngling' an,
und war ihm schon ganz zugethan;
er war voll edler Gaben.
Sagt wohl, wo ist ein hübsch Gesicht,
und wo ein Mädchen, das sich nicht
wünscht einen Mann zu haben?

Der Ritter, der gefiel ihr wohl:
Gott! wenn ich diesen haben soll,
wie groß ist meine Wonne!
So sprach sie: aber bald darauf,
hört Freude und Vergnügen auf,
denn man sprach von der Nonne.

Hört,

Hört, Ritter! fieng der Jüngling an,
ich seh, Ihr seyd ein wackrer Mann,
so sprach er zu dem Alten.
Sagt, Eure Tochter ist mir lieb,
ich komm zu Euch nicht wie ein Dieb;
komm, um sie anzuhalten.

Stellt Ihr wohl etwas an mir aus,
so sagt's als wie ein Mann heraus,
und zaudert nicht mit Worten.
Doch kommt nicht mit der alten Ley'r;
zwingt Ihr die Tochter zu dem Schley'r,
so wollt Ihr sie ermorden.

Man hat Euch allgemein verlacht:
fürs Kloster ist sie nicht gemacht,
das Mädchen, wie die Rose.
Der Alte langte nun in Sack,
und schnupfte eine Pris Taback
aus seiner goldnen Dose.

Nein! sprach er, sie ist nicht für Euch,
und Runzeln zogen sich sogleich,
um seine dicke Stirne.
Ich sperr' sie in ein Kloster ein,
ich will es so, so muß es seyn,
die unverschämte Dirne.

Hier stürzt des Ritters Töchterlein
betroffen zu der Thür herein,
und fällt zu seinen Füssen,

Der Alte aber hörte nicht,
und sah mit lächelndem Gesicht
des Mädchens Thränen fließen.
Alphons, der Wuth und Liebe spürt,
war nun aufs äußerste gerührt,
er konnte sich kaum fassen.
Er trat dem Alten Ritter vor,
und lispelte ihr still ins Ohr:
Ich will Dich nicht verlassen.

Lebt, Ritter, wohl! es ist schon gut;
sprach er, und griff nach seinem Hut,
und eilte froh und munter
nach einem kurzen Kompliment —
sein Einfall, der war excellent —
die Treppe schnell hinunter.

Er schwang sich auf sein Pferd hinauf,
und rannte dann im vollen Lauf
nach seinem Schloß zurücke,
und schickte noch in seinem Sinn
dem Fräulein manches Küßchen hin,
und viele zarte Bilcke.

Den andern Morgen in der Früh
kömmt schon die Schwester Rosalie,
das Fräulein abzuholen.
Die Arme muß gleich aus dem Haus,
man eilt mit ihr zur Thür hinaus,
als hätt' man sie gestohlen.

Da sperrte man sie ganz allein,
in eine kleine Zelle ein,
und man verwahrt sie sicher.
Giebt ihr statt einem Bräutigam
ein wachspositrtes Osterlamm,
und große, heil'ge Bücher.

Da sitzt das Mädchen, und studirt,
und bethet hübsch und meditirt:
vergebt mir, wenn ich lache:
denn sie verrichtet ihr Gebeth,
wenn sie auch schon kein Wort versteht,
itzt in Lateiner-Sprache.

Der Kloster Glocke düstrer Ton
rief ihr Komplet, und Sext und Non',
und Morgens zu der Metten.
Kömmt sie zurück vom Chorgesang,
so mußt' sie noch im langen Gang
mit ihren Schwestern bethen.

O lieber Gott! nur zu geschwind
war unserm lieben guten Kind,
dieß Leben ganz zuwider.
Es war — ich glaub' im Julio —
da lag sie sich einst auf das Stroh
voll Unmuth traurig nieder.

Der Wind, der bog die Fähne krumm,
und heulte gräßlich durch den Thum,
die Nacht war schwarz und finster.
Das Licht verlosch im heil'gen Grab,
vom Thurme fielen Stein' herab,
wie von dem hohen Münster.

Im Kreuzgang heulten fürchterlich,
als sich Alphons ins Kloster schlich,
die Winde durch die Gänge.
Die Lampe warf im düstern Schein
des Ritters Schatten schwarz hinein
in fürchterlicher Länge.

Die Eule stieg vom Dach herab,
der Kettenhund heult auf dem Grab,
die Katze auf den Dächern.
Kein Mensch gieng mehr aus seinem Haus,
der Kautz, die Eule und die Maus
versteckten sich in Löchern.

Nun trat der Ritter Alphons vor,
und nähert sich ganz still dem Chor;
er hört die Nonnen singen,
Er guckt dann zu der Thür hinein,
und sieht sein Mädchen ganz allein,
die Hände weinend ringen.

Nun brannte schon sein Herz wie Glut,
er zog sein Schwert mit Heldenmuth,
und öffnete das Gitter.

Die

Die Nonnen schrien: Herr Jesu Christ!
ich glaub', daß das der Teufel ist,
und flohen vor dem Ritter.

Das Mädchen aber sah es wohl,
wen dieser Teufel holen soll;
sie kam auf seine Bitte.
Er warf sie hurtig auf sein Roß,
und nun gieng's auf ein Reiten los,
als wenn ein Satan ritte.

Nun wurde allgemein erzählt,
der Teufel hätte als ein Held
die Maske angezogen,
und die Novitzinn Barbara,
so nannte man das Mädchen da,
wär' mit davon geflogen.

Frau Mariann, die starb darauf,
der Teufel hätte Hörner auf.
Sie fieng an zu erzählen:
Wenn ich, sprach sie, nicht unrecht sah,
so hielt, doch salva venia,
sein Schweif gewiß drey Ellen.

So schrieb sie nach der Läng' und Queer
erbärmlich ihren Teufel her.
Ihr guten lieben Frauen!
Er grunzte, sprach sie, wie ein Schwein,
und hatte Börsten obendrein,
und grosse lange Klauen.

Im Chor stinkt's noch wie Schweinenkoth-
doch laß es mir der liebe Gott
zu guter Stunde sagen.
Ich fürchte, er kömmt wieder her,
und nimmt der jungen Schwestern mehr -
auch unser eins beym Kragen.

So ward die Sache nun erzählt,
und wie's doch nie an Lügen fehlt,
so ist's auch da gewesen.
Das Mährchen pflanzt sich immer fort,
und so kann man in manchem Ort
noch eine Lüge lesen.

Der Ritter Normanfeld erschrack,
er schmauchte eben Rauchtaback,
als man die Nachricht brachte,
daß seine Tochter pessimo
inferni cum diabolo
sich aus dem Staube machte.

Nun rauft er sich die Haare aus,
und poltert durch das ganze Haus,
und will sich selbst erhenken.
Der Strick war um den Hals gethan,
da fieng er ihn zu kützeln an,
itzt wollt' er sich ertränken.

Warum, so fieng er fluchend an,
gab ich ihr denn nicht einen Mann?
O der verwünschte Zweifel!
Nun bin ich recht prostituirt;
ach hätte Alphons sie entführt,
wär besser als der Teufel.

So sprach er; Ritter Alphons kam,
und minderte des Vaters Gram;
er warf sich vor ihm nieder:
und da er um Vergebung bath,
erzählte er ihm seine That,
fleht' um Versöhnung wieder.

Steh auf, sagt er, du bist mein Sohn,
und meine Tochter sey dein Lohn,
die Sach ist nun entschieden.
Ich war von Vorurtheilen blind,
und marterte mein armes Kind.
Seyd glücklich und zufrieden.

Sie waren's auch an Seel und Leib:
Helene war ein gutes Weib,
Alphons war gut nicht minder.
Sie waren täglich frohen Muths,
und thaten andern Menschen guts,
und zeugten fromme Kinder.

So glücklich als wie Normanfeld,
war kaum ein Vater in der Welt;
er fühlte keine Plage.

An seiner Tochter edeln Brust
verlebte er in stiller Lust
Die letzten Lebenstage.

Er schlief oft bey dem Mondenschein,
in seiner Tochter Armen ein,
und froh erwacht er wieder.
Und endlich stieg er in das Grab,
ganz sanft an ihrer Hand hinab,
und legt' sich sterbend nieder.

Im Kloster aber spottet man
oft noch der Schwester Mariann',
und will man sie vexiren,
so bittet man, sie möchte dann
den Teufel, welchen sie geseh'n,
ein wenig deskribiren.

Zu Ende wär nun das Gedicht,
doch hört auch meinen Unterricht,
und nützt ihn für das Leben.
Es ist kein Mährchen je so klein,
es kann für uns doch nützlich seyn,
und kann uns Lehren geben.

Pro primo lehrt uns die Geschicht;
Mensch! traue deinem Herzen nicht;
und zwar im Punkt von Lieben.
Darinn sind wir verteufelt schwach,
und geben gern dem Herzen nach,
und folgen unsern Trieben.

Se-

Secundo ist's vergebne Müh:
ein guter Vater, der soll nie
sein Kind ins Kloster zwingen.
Durch Zwang kömmt selten was heraus,
viel besser ist's, wird sie zu Haus,
ein Wiegenliedchen singen.

Und weiters ist pro tertio
der Mensch ein Narr in Folio,
der glaubt durch fremde Thränen,
wenn er doch immer böse bleibt,
und's Handwerk täglich ärger treibt,
die Gottheit zu versöhnen.

Wer selbsten sündigt, büsse auch,
so war's von jeher der Gebrauch,
die Sach wird sich nicht ändern.
Durch eigne Buß steh'n Candidus,
Hieronymus, Onuphrius,
als Heil'ge in Kalendern.

Pro quarto macht der Klosterring
aus Mädchen gar ein seltsam Ding:
denn stets die Hände ringen,
ist nicht der Menschen ihr Beruf,
weil Gott zur Nächstenlieb uns schuff,
und nicht zum steten Singen.

Auch bilde sich kein Mädchen ein,
im Kloster würd' es besser seyn,
als ausser seinen Mauern.
Oft weint sich manches gute Kind,
sich inner diesen Mauern blind,
aus Gram und aus Bedauern.

Der Mensch ist Mensch, im Kloster dort,
wie in der Welt mit Einem Wort;
oft ist er gar noch schlimmer.
Denn heil'ge Eifersucht und Neid,
Andächteley und Lüsternheit,
herrscht auf dem Klosterzimmer.

Am Hofe suchet man durch Kunst,
und durch Verstellung Fürstengunst,
und so im Kloster eben.
Ein Blick der Frauen Priorinn,
verwirrt der andern oft den Sinn,
und martert ganz ihr Leben.

Am Hofe herrscht die Eifersucht,
und Chargen=Rang, den jeder sucht,
im Kloster auch nicht minder.
Um Küche und um Kellnerey,
ist's oft ein jämmerlich Geschrey;
gesteht's nur, liebe Kinder!

Am Hofe brüst' sich jedermann,
er sey dem Fürsten zugethan,
und baut oft andern Fallen.

Im

Im Kloster geht es eben so;
man denkt in Christo Domino
auf heilige Cabalen.

Man sieht, daß sich die Welt stets gleicht;
Wenn Schwester Anne länger beicht,
als Schwester Wilhelmine;
o so entsteht schon Eifersucht,
daß Schwester Klara heimlich flucht,
wie Schwester Katharine.

Glaubt mir, der Mensch bleibt stets sich gleich;
hienieden giebt's kein Himmelreich.
Glaubt mir bey meiner Seele —
der Mensch bleibt Mensch, die Leidenschaft
hat oft am Hof nicht so viel Kraft,
wie in der Klosterzelle.

Am Hofe steht der Menschenhaß,
oft mager, schielend, gelb und blaß,
an goldenen Tapeten.
Ins Kloster schleicht er sich hinein;
versteckt sich oft in einen Schrein
geweihter Amuletten.

Im Kloster ist's, wie in der Welt.
Der Mensch, der hat gar weit gefehlt,
sucht er dort Ruh' und Frieden.
In unserm Herzen nur allein,
kann Ruh und wahrer Friede seyn,
sonst nirgends mehr hienieden.

Wo

Wer Friede nicht im Herzen hat,
der folge meinem guten Rath,
und beßre seine Seele,
so wird er immer ruhig seyn,
am Hofe, wie im Klösterlein,
an jedem Ort und Stelle.

Nun wandelt guten Muths und froh,
pro quinto, sexto, septimo
des Lebens harte Strassen.
Der Fromme stählet seinen Muth,
die Gottheit ist dem Menschen gut,
und wird ihn nie verlassen.

Octavo, nono, decimo,
und duo - & tredecimo
seyd Menschenfreund und Brüder.
Erfüllet wahre Menschenpflicht,
und lehrt euch dieß mein Mährchen nicht,
so schrieb' ich keins mehr nieder.

Friederich und Hannchen.

Ein Volksroman.

Ey husch! wie war's so kalt;
vom Schnee war alles weiß,
und grosse Zapfen Eis,
die hiengen an dem Dach.

Der Wind schnitt wie ein Schwert,
und pfiff durch Feld und Hain
den Vestungswall herein,
es war nicht auszusteh'n.

Vom blätterlosen Baum,
schrie der betrübte Raab
ins weite Feld hinab
sein düsteres Gra Gra.

So war die Zeit; da trat
aus seinem Schilterhaus
ein Grenadier heraus,
und sah hinaus ins Feld.

Auf Hannchen dachte er,
weil sie sein Mädchen war;
er trotzte der Gefahr,
und sprang vom Wall hinab.

Nun war er desertirt;
er gieng mit Hannchen fort
von dem bestimmten Ort,
wo ihm das Mädchen harrt.

Ganz hastig eilten sie,
weil schon die Nacht einschlich;
und küßten manchmal sich,
und eilten wieder fort.

Da kam nun ein Husar,
und hielt die Armen an:
es war um sie gethan.
Sie wurden arretirt.

Ach! gnädiger Herr Husar!
sprach Hannchen, laßt uns frey,
euch ist es einerley,
wir lieben uns so sehr.

Ja, Bruder! laß uns doch,
sprach der Soldat betrübt,
und hast du je geliebt,
so laß uns wieder los.

Da lachte der Husar;
es war ein harter Mann;
legt' ihnen Ketten an,
und führt' sie nach der Stadt.

Nun, Mädchen! weil er uns,
die Freyheit nicht mehr schenkt,
so werden wir gehenkt;
so sprach der Grenadier.

Nun Friedrich sterben wir,
sprach Hannchen, und sie weint,
so sind wir doch vereint.
Da gab sie einen Kuß.

Und Friedrich sah sie an.
Ja; sterben — das ist gut,
sprach er, und schon floß Blut:
er stach sein Mädchen todt.

Den Stahl noch ganz blutroth,
rennt er im vollen Schmerz
dann in sein eignes Herz,
und sinkt auf Hannchen hin.

Da steht nun der Husar,
und seufzet in der Still,
und eine Thräne fiel,
auf seinen Knebelbart.

Das Gespenst.

Ihr lieben Leute, hört mir zu,
ich will von Geistern euch erzählen.
Ihr wißt ja doch die Feldkappellen,
dort geht ein Weg dem Dorfe zu.

Mein lieber Vater, tröst ihn Gott!
der hat's nicht einmal selbst gesehen;
im Feld' sah er was Weißes stehen,
so was — als wäre es der Tod.

Besonders in der heil'gen Nacht,
und an dem Abend großer Feste.
Mein Vater, den der Himmel tröste,
hatt' einst im Dorf des Nachts gewacht:

Ihr wißt es wohl, bey Peters Haus,
allwo der Nachtwacht Häuschen stehet,
und wo der Weg dem Schloß zu gehet,
dort schreyt man Nachts die Stunden aus.

Da schlug es zwölf; die Nacht war hell, —
man sah auch einen Heller funkeln —
mein Vater stund am Haus im Dunkeln,
und bethet' für die arme Seel.

Da

Da kam queer übern Acker her,
auf einem großen weißen Schimmel —
so groß — er reichte bis an Himmel, —
von Geistern schier ein ganzes Heer.

Mein Vater sah's, und bath zum Himmel,
Gott möchte ihn itzt nicht verlassen;
doch bald, bald konnte er sich fassen:
er sprach den Geist — es war ein Schimmel.

So Leute, so betriegt man sich.
Wie oft hat sich die Welt betrogen,
den Geist an manches Ort gelogen,
der so ein Geist war als wie ich!

Sind schöne Mädchen in dem Haus,
und halten sich dann die Gespenster,
nicht ferne von dem Kammerfenster,
dann sieht's sehr windig um sie aus.

Wenn Ihr mir's, Freund! nicht übel nehmt,
will ich ein Recipe Euch lesen.
Ein Geist ist oft leicht zu erlösen,
wenn er zu Nachts in albis kömmt.

Ein guter Prügel ist das Best';
denn im Vertrauen darf ich's sagen,
nehmt ihr den Geist nur recht beym K ra
es hilft gewiß — probatum est.

Edle Liebe.

Liebe! du edelstes der Gefühle!
sanft strömst du ins Herz der Sterblichen.
Deinen erwärmenden Funken
hat die Schöpfung der heiligsten Flamme
entrissen,
der Flamme, die nur dort lodert,
dort, wo die Gottheit thront.
Still fließt dein elektrischer Strom
durch die Fiebern der Geschöpfe,
und breitet Seligkeit aus, und magnetische
Kraft,
und hängt Menschen an Menschen,
und Menschen an Gott.
Sie allein ist der alles belebende Geist,
die Kette, durch welche die Gottheit
Welten an Welten fesselte,
und Sonnen an Sonnen.
Sanft küßt der erfrischende Zephir
den Balsam süsser Gerüche
von Blumen im Thal, und bringt ihn hin,
auf schaudernde Höhen, wo muntere Ziegen
blöckend an Klippen hangen.

Dort,

Dort, wo Kühnheit und Muth
den Schäfer hintreibt, das schönste der
Mädchen
der bergigten Gegend zu sehen,
zu sprechen, zu küssen.
Zaudernd — und zaghaft steht er da, der
Mensch,
und schwindelnd sieht er über die Abgründe,
die unter seinen Füssen sich zeigen.
Nun zieht die Liebe seinen Blick aufwärts,
und geflügelt setzt er hin, wie ein flücht'ger
Gäms,
und erreicht unübersteigbare Höhen.
Lächelnd übersieht er dort die Gefahr,
und genießt Wonne — Wonne des
Daseyns, Wonne der Liebe,
gleich den Göttern, die ihm diese Genüsse
legten ans Herz zum Vorgeschmack
noch seligerer Gefühle —
Gefühle der Geisterliebe.

Wenn sich einer meiner Leser Ader läßt.

Jeder schwarze Tropfen Blut,
der nicht heiter, der nicht gut,
soll aus seinen Adern fließen.
Wonne soll sein Leben süssen,
und sein Blut soll hell und rein,
wie das Blut der Taube seyn.

Stet's sey seine Seele frey;
nie soll die Melancholey
seiner Säfte Umlauf stören;
nie Betrübniß ihn beschweren.
Freudig, wie der Frühling ist,
sey die Gegend, wo er ist.

Jede Sorge soll ihn fliehen;
Rosen sollen um ihn blühen,
und der Hauch der sanften Weste
wehe ihm durch jede Aeste
Jugendfreude, Lust und Ruh,
wie aus Edens Gegend zu.

Wenn sein Haupt an Busen sinkt,
ihn die Ruh zum Schlafe winkt,
sollen angenehme Träume,
Rosenbüsche, Quellen, Bäume,
Gärten, Fluren, Wald und Hain,
seines Schlafes Wonne seyn.

Vorurtheile setzte der Mensch an die Stelle der Wahrheit.

Fliehe, Freund! die Sklavenketten schwarzer Vorurtheile;
im Licht der Wahrheit zünde sich unsere Torze an,
und leuchte uns auf den dunkeln Wegen unserer Wanderschaft.
Reisse, Freund! die Binde von der Stirne des Irrthums,
und baut ihm auch das Volk Altäre,
so denke, daß der Irrthum Jahrtausender immer Irrthum bleibt.
Die Menschheit zu lieben, dieses sey unsre Philosophie.

Tugend=

Tugendhaft schuff er sie, der Schöpfer, die
Sterblichen:
noch glänzt das Morgenroth seiner Güte über
jedes Geschöpf,
und Geschenke des Lebens; Wonne
schüttet seine Vaterhand aus
über jeden Sterblichen, er lebe in der Hütte
der Cannibalen;
oder im Palast von Europens Königen.
Doch unzufrieden mit den Geschenken der
Natur
war es der Mensch selbst, der sich diese
Geschenke vergiftete.
Die Lüge hob ihr Schlangenhaupt empor,
und ihr giftiger Schaum
verlöschte die Schrift, die im Buch der Na-
tur geschrieben war.
Durch die Hände der Ponzen schrieben sie
neue Gesetze hin, die Gott und die Natur
nicht kannten,
und den abscheulichsten Lastern
baute der Eigennutz Altäre.
Mars ward zur Gottheit des Mordes ernannt,
und Jupiter, der unverschämteste Bube,
der jedes gute Mädchen schändete,
diesem Jupiter weihten Rom und Athen ihre
Tempel.
Auch der Venus bauten sie Altäre,

der

der Göttin der schändlichsten Wohllust,
und Weihrauch streuten sie dem Priap,
und schändeten die Unschuld an seinen Altären.
Diese waren die Götter Roms,
die Götter der Spartaner,
bis Sokrat, der weiseste der Menschen
es wagte, diese Abendteuer zu bekriegen.
Doch vergebens erhob die Tugend ihre Stimme,
das Geschrey des Lasters übertäubte sie,
und Sokrat sank als ein Opfer
am Altar des Vorurtheils.
So sind die Menschen; sie verfolgen den,
der ihnen die Binde von dem Auge reißen will:
der, der freundschaftlich es wagt,
die Ketten zu zerbrechen, die sie lasten,
der blutet, erwürgt von ihrer eigenen Hand.
Sanfte Natur! wann wirst du wieder deine
Rechte behaupten,
wann wird dein erwärmender Stral
das Eis von den Herzen thauen,
das sie gefesselt hält,
wie Kälte und Frost
Helvetiens hohe Gebirge fesseln.
Vergebens ist mein Wunsch: Weisheit
bleibt nur das Antheil weniger Menschen.
Die drückende Last dummer Vorurtheile
bleibt ewig das Loos
des größten Theiles der Menschen.

Peter Schnitzer.

Unweit einem kleinen Teich
stunde eine hohe Eich,
und des Peters Schnitzers Hütte
stund ganz herrlich in der Mitte,
und es sah sein kleines Haus
niedlich aus dem Busch heraus.

Peter lebte hier ganz still;
hatte kleine Kinder viel.
Wie sein Weib, die treue Käthe,
und ihr Schwester Margarethe,
sorgte für die Hauswirthschaft
keine in der Nachbarschaft.

Käthe fütterte das Vieh,
Margarethe melkt die Küh,
macht den Butter, und ein Zügel
von dem seltensten Geflügel,
Ent' und Hühner, groß und schön
waren in dem Hof zu seh'n.

Peter hört mit Wonne zu:
Täubchen singen ihr Ruku,
Gur gur gur die Indianen,
Gigrigi die bunten Hahnen.

Einer

Einer solchen Herzenslust
war sich Peter nie bewußt.

Täglich lobt er seinen Gott;
aß im Frieden schwarzes Brod,
trank aus einer reinen Quelle,
hatte eine gute Seele,
war stets wohl und frohen Muths,
und that seinen Nachbarn Guts.

Sagt mir, ist ein Königreich
wohl so einem Leben gleich? —
Stille Ruh und sanfter Frieden
sind das wahre Glück hinieden,
und so ein vergnügter Stand
findet sich nur auf dem Land.

In den Städten ist er nicht,
wo man nur vom Glücke spricht;
sich nach Glücke täglich sehnet,
und das Glücke doch nicht kennet;
dort ist des Vergnügens Grab,
dort giebt's wenig Freuden ab.

In den Städten — welche Plag
fühlt man nicht den ganzen Tag!
Stets das Rollen der Carossen,
das Geschrey verschiedner Possen
„Kaufts doch Riermilch, Pesen, Sand"
das ist all's nicht auf dem Land.

Denn plagt auch noch den ganzen Tag
der verfluchte Hammerschlag
ganz erbärmlich unsre Ohren;
alles hat sich da verschworen,
Schlosser, Spängler, Sattler, Schmied,
alles hammert täglich mit.

Wie im Kerker eingesperrt
wird uns wenig Freud gewährt;
man hört oft in vielen Tagen
nichts als armer Leute Klagen
über böser Menschen Zwist,
oder Advokaten List.

Narren — so giebt's keine doch —
mit Frisuren ellenhoch,
schlenzen täglich durch die Strassen,
tändeln, saufen, fressen, prassen,
und der Schweiß des Ackersmann
wird verschwendet und verthan.

Lieber Peter Schnitzer! du!
du genießest stille Ruh.
Heiter siehest du die Sonne,
und genießest sel'ge Wonne.
O wie wollte ich mich freu'n,
könnt' ich Peter Schnitzer seyn!

Lindor

Lindor und das Glück.

Von dürftigen, aber tugendhaften Aeltern geboren, erblickte Lindor in einer niedrigen Hütte zum erstenmal die Welt, und seine zärtliche Mutter, die ihn mit eigner Gefahr unter tausend Schmerzen dem Tode abrang, drückte den Säugling an ihre Brust, und sagte: Du Erstling meiner Liebe! wie viel habe ich in dieser Stunde um dich gelitten! ach wüßtest du es — könntest du es einst fühlen, es würde dir die Freude deines Daseyns verbittern. Werde die Wonne meiner Tage, und die Stütze meines Alters. Freudig will ich sterben, wenn ich dich groß und stark zum Mann erwachsen sehe, und du an der Hand der Tugend und der Weisheit hinanstrebst die Höhen der Ehre, und dein Name unter den Menschen obenansteht. Wenn der Schall von deinem Lobe noch mir in das Grab tönt, und Seelen, die diese Erde verlassen haben, mir sagen, daß du der Liebling der Menschen, die Freude deiner Mitbürger bist. So sagte die zärtliche Mutter im Entzücken der Freude, daß sie

ihren Sohn glücklich geboren, und sie konnte sich nicht satt an ihm küssen. Sie wandte ihr Auge gen Himmel, und eine Thräne der heißesten Mutterliebe fiel auf Lindors Wange herab; — sie sah zum Himmel, und bath um Glück und Segen für den Liebling ihres Herzens, und dann gab sie ihn dem Vater in die Arme. Dreymal küßte er die erste Kraft, die seinen Lenden entsproß, und gab ihm seinen Segen. Werde ein Mann, mein Kind! sagte er, groß durch Thaten, und liebenswürdig durch Tugend und Weisheit. Glückliche Tage möge dir der Himmel zum Pathengeschenke geben; von mir hast du nichts, als das Daseyn, und den Namen eines rechtschaffnen, würdigen Vaters. Du bist mein Erstgeborner; mögest du auch der einzige seyn, auf den sich meine Hofnung in den Tagen der Trübsal stützt, der mir mit Freude im Alter die Vatersorgen lohnt, und der mir einst die Bürde der Jahre tragen hilft. Glücklich bin ich nur, wenn meine Hofnungen in dir erfüllt werden: aber weh mir, wenn ich mich in dir betriege, wenn einst dein Name den meinigen schänden sollte, und deine Mutter eine Schlange in ihrem Busen nährt,

die unser Leben vergiftet, und undankbar unsern Herzen den tödtlichen Stich versetzt! — —

Allmählig erwuchs Lindor unter der zärtlichen Pflege seiner Aeltern zum lieblichsten Jungen, und köstliche Freude stralte auf ihren Gesichtern, wenn sie den Knaben sahen, in dem sie sich spiegelten. Sanfte Güte und edle Triebe sog er von seiner Mutter ein, und hohe Lehren der Weisheit und der Tugend flossen von den beredten Lippen des Vaters in sein Herz, und beyder sorgsame Hand ließ ihn nie aus dem wahren Geleise. Die ganze Gegend liebte die Redlichen, und keine Seele war in der Runde, die nicht Theil nahm an ihrer Freude, und den holden Jungen liebgewann. Doch oft wurde ihre Freude unterbrochen, und oft fühlten die zärtlichen Aeltern den unnennbaren Schmerz, den nur ein Vaterherz fühlt — der nur das Herz einer liebenden Mutter durchbohrt. Lindor war von dem ersten Augenblicke an, bis er die Jahre der Kindheit zurückgelegt hatte, sehr oft krank, und dreymal wollte ihn der Tod seinen Aeltern aus den Armen reissen; aber die Liebe hatte sie zu fest um sie geschlungen, und ihre sorg-

liche

liche Pflege rettete ihn dreymal vom Grabe. Doch seine Kräfte litten zu sehr dabey, und seine Gesundheit blieb schwächlich bis ins fünfzehnte Jahr.

Einst fiel Lindor, da er mit andern Jungen aus der Nachbarschaft spielte, in einen tiefen Brunnen, und alles gab ihn für verloren. Die Mutter eilte herbey, rang verzweifelnd die Hände, und wollte sich hinabstürzen, um ihn zu retten, oder mit ihm zu sterben. Der Vater hielt sie zurück; er maß die Tiefe, und es däuchte ihn unmöglich, sein verlornes Kind heraus zu holen. Da kam ein Bauer aus der Gegend hinzu, kletterte hinab, und brachte den Sohn unbeschädigt und wohl in die Arme des untröstlichen Paares. Ein andermal — es war am freudigen Tage seiner Geburt, den man nun zum siebentenmale feyerte — fiel er im Laufen, und schlug sich an einem spitzigen Steine eine tiefe Wunde in Kopf ober dem linken Auge, und es fehlten nicht drey Linien, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Tausend ängstliche Sorgen durchstreiften oft das Herz der guten Mutter um das Wohl ihres Kindes, und scheuchten den Schlaf von ihren Augen; der Vater sammelte all seine

Kräf=

Kräfte, und wandte sie für seinen Sohn an, und Lindor lohnte ihn dafür mit reitzenden Hofnungen. Allmählig entwickelten sich in ihm die herrlichsten Züge; eine edle Seele stralte aus seinen Augen, und Güte des Herzens war auf sein Gesicht gezeichnet. Ein reger Geist leuchtete aus ihm hervor, und Reichthum an Talenten verrieth sich schon in allem, was er anfieng zu lernen. Schnell faßte er, und mit Freude grif er jede Sache an, und ermüdete nicht. Daher seine schnellen Fortschritte in den Anfangsgründen der Wissenschaften, darinn er unterrichtet wurde. Gränzenlos war die Freude der Aeltern über ihn, und die Bewunderung der Leute machte ihn zum kleinen Abgott der zärtlichen Herzen. So wuchs Lindor heran, und der Vater versprach sich von ihm die herrlichsten Aussichten, und die Mutter sah ihn im Wahne der Freude schon den höchsten Gipfel menschlicher Größe ersteigen.

Lindors Aeltern waren arm, und wurden es immer mehr, und dieß kränkte den Jungen, denn der Unterschied seiner Lage gegen die der Reichen war ihm auffallend genug, um das Drückende der Dürftigkeit zu fühlen. In seiner Phantasie lag eine unerschöpfliche

Quelle von Planen, Aussichten und großen Thaten. Die Eigenliebe hatte bereits auch Platz in seinem Herzen genommen, und machte ihm oft den Kopf schwindelnd. Wenn er im Feuer der Einbildungskraft sich bald zum Staatsmanne schwang, bald zum Könige, Länder eroberte, theilte, und wie ein Psammetlich regierte, da Städte baute, dort Colonien setzte, und Striche Wüsteneyen in Paradiese umschuff, und dann zu sich selbst wieder zurückkehrte, und gegen all seine großen Aussichten in der Dürftigkeit ein unübersteigliches Hinderniß fand, niemals die Möglichkeit sah, seinen Zweck nach Größe zu erreichen, dann zörnte Lindor auf das Glück, und traurig schlich er manchen Tag in einsamen Gegenden herum, und quälte sich mit vergeblichen Wünschen; und groß, wie sein Geist, waren auch diese.

Schwanger von tausend Riesenideen, wovon eine aus der andern entstund, und eine die andere verdrang, und die in einem bunten Gewirre sich untereinander drängten, streifte Lindor an einem wonnigten Sommertage durch Feld und Flur, und taumelte bahulos in den nahe gelegenen Tannenwald. Seine erhitzte Phantasie erzeugte da unzählige Chimären

in

in seinem Gehirne, und die verschiedenen Bilder seiner Einbildungskraft schwebten im stattlichsten Glanze vor seinen Augen, und vergiengen wieder in Nichts wie Seifenblasen des spielenden Knaben. Er durchlief alle Stände des menschlichen Lebens, und jeden in kolossalischer Größe. So war er bald Dorfschulze und König, dann Schulmeister und Minister. Sein Herz war voll edler Empfindungen, und mit einem raschen Feuer ergrif er jeden Gedanken, der in seiner Seele aufstieg. Hoch, wie die heilige Flamme auf dem Opferheerde, brannte in seinem Herzen Vaterlandsliebe, und glühte in jeder Sehne, und durchfuhr mit Blitzkraft jede Ader. Die Mängel der Verfassung seines Vaterlandes däuchten ihn wie unübersteigliche Kettengebirge, die der Kaltblütige nur für Hügel sieht, und mit Einem Hiebe waren sie bey ihm weggehauet wie Blumenstengel von der Hand des tändelnden Jungens. Er machte Gesetze, reformirte die ganze Verfassung in einem Nu, und dann stund ein herrlich neues Gebäude da, das ihn freute, wie das Kind sein Kartenhäuschen; aber ein eben so leichter Windstoß zerstörte es wieder. Bald sah er sich als Held und Retter des Vaterlandes, stellte sich in glänzender Rüstung und mit Scipions Muth

an die Spitze seiner Armee, baute Vestungen, lieferte Schlachten, und eroberte Länder. Alles, was er dachte, hatte das Gepräge des Großen und Unnachahmlichen an sich. In diesem sinnlosen Taumel von Hirngespinnsten — in diesem Gauckelspiele von Bildern der Imagination, die sich vor seinen Augen im Kreise herumdrehten, wie die glänzenden Prospekte in dem Guckkasten des Savoyarden, der die Dorfkirmsen besucht, gauckelte er bey anbrechender Abenddämmerung aus dem Walde hinaus, und kam, ohne daß er es wußte und sah, bis er mit der Nase daranstieß, an das Schloß eines hier wohnenden Landedelmannes.

Der Bewohner und seine ganze Familie waren im Grünen gelagert. Er selbst saß auf einem kleinen Hügel, den rückwärts eine Rosenhecke umzäunte, und spielte seinen Kindern auf der Flöte ländliche Tänze vor, die im Kreise um ihn herumhüpften. Zween Knaben und zwey Mädchen waren sein eigen, und noch ein Paar gehörte zu seiner Familie, die er als Waisen zu sich genommen. Der älteste Knabe von 12 Jahren eröffnete den Ball, und tanzte den übrigen vor. Sie waren alle weiß gekleidet, ihr Haupt mit

Rosen bekränzt, und Guirlanden von Blumen, die in voller Blüthe vom Stocke gepflückt wurden, verbanden sie paar für paar zusammen. Dem Vater zur Seite saß ihre Mutter, und eine Magd brachte Früchte und Milch auf einen Tisch, und köstlichen Honig in irdenen Schalen. Dieser Anblick brachte Lindor aus seinen Träumereyen zurück, und so abstechend auch der Kontrast dieser ländlichen Szene mit seinen wundergroßen Weltauftritten war, so gewann sie doch gleich beym ersten Anblicke sein Herz, und all die schönen Sachen waren auf einmal aus seinem Gehirne, wie der Wind eine Rauchwolke verweht. Unaufhaltsam war sein Geist und flatterhaft, seine Seele weich, und aller Eindrücke empfänglich, und seinem frölichen Herzen jede Freude willkommen. Daher so viele, so schnell aufeinander folgende Abwechslungen seiner Denkungsart und Handlungsweise.

Die freundliche Aufnahme des gütigen Wirthes, und das holde, sanfte Lächeln der ländlichen Freude hatten den guten Lindor bald so gewonnen, daß er sich nicht mehr von der Stelle wünschte. Noch eine kleine Weile spielte der glückliche Vater den hüpfen-

den

den Kleinen auf seiner Flöte vor, dann endigte sich der Tanz. Man aß und trank, und Conton — so hieß der Vater, rühmte Lindorn sein unschätzbares Glück. Allein kaum war Conton mit seiner Lobrede über sein glückliches Alter am Ende, so war Lindor schon mit Einwürfen bereit. Mein Herr! setzte Lindor entgegen, die Menschen befinden sich die größte Zeit ihres Lebens in einer bedauernswürdigen Lage, und daher schätzen sie sich in einem nur erträglichen Zustande schon höchst glücklich; allein ein erträglicher Zustand ist noch lange nicht der, der dem Herzen und dem Geiste eines Nichtalltagsmenschen genügt. Selbst aus Eitelkeit will sich der Mensch bereden, daß er glücklich sey, um sich nur nicht sagen zu dürfen: Ich bin elend.

Conton. Nun, was nennen Sie denn Glück?

Lindor. Glück ist derjenige Zustand des Menschen, wo er sich in einem Wirkungskreise befindet, der seinem Herzen und seinem Geiste geräumig genug ist; wo seinen Wünschen — ich verstehe wohl, den vernünftigen — auf keiner Seite Unmöglichkeiten

ent=

entgegen stehen, und ihm keine Klage die Seligkeit des Lebens stört.

Conton. O hätten Sie nur auch gleich hinzugesetzt: wo er nicht mehr leidender, vergänglicher Mensch ist. Mein Freund! Sie sind sehr irre. Untersuchen Sie nur mal genau alle Conditionen des menschlichen Lebens, und bringen Sie mir dann die Möglichkeit eines solchen Zustandes heraus. Begeben Sie sich nur nach Ihrer Erklärung alles Anspruches auf Glück; nimmermehr werden Sie dahin gelangen. Aber wenn Sie sagen: der Mensch ist glücklich, der nicht mehr Bedürfnisse hat, als der ihm angewiesene Cirkel, worinn er Herr und Regent ist, Mittel zur Befriedigung darbeut; und dessen Seele, geprüft durch des Lebens Ereignisse, erhaben ist über die thörichten Wünsche der Sterblichen: so sind Sie der Sache näher. Der große Geist ist groß, hüllte ihn auch das Schicksal in die Larve einer Raupe ein, und er findet sein Glück in sich selbst: nur muß der Mensch die schwere Kunst verstehen, alle die kleinen, oft unmerklichen Freuden seines Standes aufzufinden, zu kombiniren, und in ein harmonisches Ganze zu bringen; aber das können nur wenige Menschen.

Stolz,

Stolz, der unsere Seele mit unerreichbaren Hofnungen bläht, und Ungenügsamkeit des Herzens machen uns zu hipochondrischen, mißmuthigen Thoren. Unzählige kleine Freuden des Lebens, für die das Gefühl in der Sprache keinen Ausdruck findet, sind uns unbekannt, und mit einem verächtlichen Blicke verwerfen wir sie, und erwarten in träger Musse, daß sich ein Freudenhimmel vor unsern Augen öffnen soll, wie sich ihn unsere Phantasie träumt. Junger Mann! ich merke wohl, Sie hören das nicht gern; es schmeichelt Ihrer Idee vom Glücke nicht.

Lindor. Allerdings finde ich es zu tief unter meinen Wünschen.

Conton. Ich verarge es Ihnen nicht. In Ihren Jahren, mit so viel Feuer der Jugend, und so wenig Kenntniß der Dinge, ohne Erfahrung können Sie nicht besser urtheilen. Aber bauen Sie bey Zeiten dem Strome Ihrer Wünsche einen festen Damm entgegen, sonst reißt er Sie unaufhaltsam mit sich fort, und der Himmel weis, in welche Abgründe er Sie stürzt.

Lindor. Aber wie Sie es nehmen, mein Freund! so wäre alles Emporstreben, alles Ringen des Menschen nach Größe Thorheit, und ich könnte dann nichts bessers thun, um glücklich zu seyn, als gerade da stehen zu bleiben, wo ich jetzt bin. Ich will Ihnen ein Gleichniß setzen. Stellen Sie sich einen großen, ungeheuren Berg vor, dessen Haupt sich unsichtbar in den Wolken verliert. Am Fuße desselben wühlet der große Haufe der Menschen im Sumpfe, und theilt mit den Fröschen, seinen Nebenbewohnern, einerley Schicksal. Hie und da arbeitet sich der bessere Theil aus dem Moraste heraus, und versucht es den Berg hinanzuklettern.

Ihr unermüdetes Streben setzt sie endlich ins Trockne; sie erholen sich, und wohlthätige Quellen und herrliche Früchte lohnen die beschwerliche Arbeit. Aber noch sind sie nahe am Sumpfe, und sie hauchen noch mit der unreinen Moosluft schändliche Insekten und giftigen Gestank ein. Sie blicken aufwärts, und sehen bessere Gegenden, und je höher sie sich schwängen, desto reiner würde die Luft, desto herrlicher die Früchte seyn, und endlich am Gipfel des Berges erwartet sie Unsterblichkeit, und der höchste

Grad

Grad unsterblicher Wonne, die nie übersättigt, nie eckelhaft wird. Ist es nun Verbrechen, wenn der Mensch sich am Gipfel verwünscht, wenn er versucht, hinanzuklettern, und den mächtigen Hindernissen trozt; oder soll er feige wieder in seinen Sumpf zurückkehren, und unter den Fröschen leben?

Conton. Keinen Absprung, Lieber! von der Spitze in die Tiefe. Lassen Sie mich Ihr Gleichniß vollenden.

Setzen Sie auch hinzu: bis an die Mitte des Berges zeigen sich dem Auge reitzende Gegenden, wo Früchte aller Arten bald in ihrer Blüthe, bald in ihrer Reife, das Aug lüstern machen, und nie versiegende Quellen der Wonne die Fluren durchschlängeln! — unterhalb diesen elysischen Gefilden am Fuße des Berges lassen wir den unreinen Sumpf; aber oberhalb zeigen sich fürchterliche Wände, glatt, wie Spiegelflächen, und drohen dem Waghalse, der sie sich zuerklettern erkühnt, auf allen Seiten den schrecklichsten Absturz. Tausend von dem unseligen Wunsche beseelt, auf der Spitze zu stehen, verlassen die wonnereichen Gegenden um den Gürtel des Berges,

und

und wagen es, die kahlen Wände zu ersteigen, aber gähling glitschen sie aus, und stürzen in die Tiefe des Sumpfes hinab. Tausende, gleich töricht, folgen ihnen nach, und erfahren gleiches Schicksal; doch keiner erreicht den Gipfel. Heissen Sie nun das nicht tollkühn gewagt, für ein unerreichbares Gut den Besitz eines wirklichen zu verlassen? — —

Lindor. Ach! ich sehe wohl, Sie bezahlen mich mit gleicher Münze: aber so hat einer dem andern nichts bewiesen, und ich bestehe noch immer auf meiner Meynung. Sie wähnen sich jetzt glücklich — sagen mir wenigstens, daß Sie es sind; aber würden Sie nicht ihr Alter um Jugend; ihre gothische Veste um ein modernes Gebäude, und die grüne fruchtlose Heide, worauf sie steht, um einen eben so grossen Garten, reich an Vergnügen und süssen Genüssen, vertauschen wollen? Wäre Ihnen ein weiterer Wirkungskreis nicht schätzbarer, mehr Kraft sich auszubreiten Ihrem Geiste nicht gemessner? — Oder — aber ich kann mir gar nicht vorstellen. — —

Con=

Conton. Hören Sie, Bester! Ich kann Ihnen alle die Fragen nicht besser als mit einem kurzen Entwurfe meiner Lebensgeschichte beantworten — aber so kurz, daß wir damit zu Ende sind, ehe der Abendstern den Horizont verläßt; schon ist er weit über unsern Scheitel.

In meiner Jugend war ich Schwärmer, so sehr man es mit einem sanguinischen Temperamente voll Feuer und Kraft nur immer seyn kann. Als ich in die Welt trat, rannte ich mit der Unbändigkeit eines ausgerissenen Pferdes überall gerade an, ich stieß mir damit manche Wunde in Kopf, und schmerzlich blutete sie oft bis zu ihrer Heilung. Ich sah wohl ein, daß ich eines Freundes bedürfte, und fand bald eine Menge; denn ich war jung, hatte Geld, und war verschwenderisch. Nachdem ich lange genug betrogen, und wie ein Blinder von losen Buben bald in diese, bald in jene Grube geführt worden, fand ich endlich einen, der es ehrlich mit mir meynte, aber dieser fand sich an mir betrogen. Wo er mir mit Klugheit und weiser Erfahrung rieth, widersprach ich ihm mit Hitze, und wo er mich vor einem Abwege zurückführen wollte,

stieß

stieß ich ihn mit Ungestům von mir. Damals tummelte ich mich auf dem Steckenpferde der Ehre herum. Ich dachte wenigstens, meinen Talenten und meinem Eifer gemåß eine der ersten Staatsbedienungen erhalten zu můssen. Man lachte mich aus, und gab mir nirgends Gehör. Es fehlte mir nicht an Witz und Gedankenschwung. Zum Zeitvertreib schrieb ich Verse, die sich auch, wenn man nichts bessers zu thun hatte, lesen ließen. Eine meiner poetischen Geburten kam aus meinen Hånden in das Serail des Ministers. Die Favorite las, und fand Geschmack daran. Eine glůcklich hingeschriebene Ode verschafte mir die unterste Stelle in einer Kanzley. Ich wollte vor Aerger darůber bersten, und weinte Thrånen des Unmuths ůber mein widriges Glůck. Wie! dachte ich, mit so viel emporstrebendem Geiste, mit so viel Eifer und Thatkraft soll ich mich hinsetzen, und mechanisch abschreiben, und das Schuljunge des Schlendrians seyn! — Aber kaum war ich daran, so sah ich beschåmt, daß ich selbst da noch lernen můßte, wo mich der Stolz schon weit darůber gesetzt hatte. Der Minister versicherte mich, daß es ihm ein leichtes seyn wird, mich mit der Zeit von Stuffe zu Stuffe

höher

höher zu heben, wenn ich nur da Fuß gefaßt hätte. Das schmeichelte mir wieder, und flößte mir Muth ein. Mittlerweile bekam mein Stolz einen Gefährten, die Liebe. Ich liebte ein Mädchen, jung und reitzend; aber sie liebte mich nicht. Ich opferte ihr einen großen Theil meines Vermögens, und da sie sich mit ihrem Romane am Ende sah, fieng sie einen neuen mit einem andern an. Die Liebe hatte ich nicht kennen gelernt, aber das Laster, das mich bereits schon seinen Sklaven nannte. — Das Glück both mir zum Ersatz ein Mädchen dar, schön und in voller Blüthe, aber tugendhaft, und weise; — sie machte mir die Zeit lang, und ich verließ sie. Macht die Liebe Thoren, so macht die Ehe wohl eher Narren als Weisen aus Menschen. Man gab mir ein Weib, um meinen Flattergeist zu fixiren, mehr aber, um mir durch sie Freunde am Hofe zu machen, und mich in Schwung zu bringen. Ich bekam ein gutes Gewerb ins Haus. Alles wimmelte von Freunden. Ich war kein volles Jahr Ehemann, so starb meine Frau, und hinterließ mir einen ungeheuren Schuldenlast, und das Gespötte der Welt. Ich wollte beynahe rasend werden, und schwur, lieber im Cölibate zu sterben, als noch einmal zu

heu=

heurathen, denn ich war binnen einem Jahre schon ein so starker Ehestandskundiger geworden, daß ich sechs Jahre hätte davon schreiben können. Kaum war ich dieser Plage los, so hatt' ich eine andere am Halse. Meine Anverwandten kündigten mir den Krieg an. Ich mußte eine Hälfte meines Vermögens verproceßiren, um die andere auf den Weg Rechtens zu erhalten. Mittlerweile rückte ich meinen Wünschen immer näher. Mit Einem Sprunge überhüpfte ich alle untere Stuffen, und erstieg einen der glänzendsten Posten. Alles staunte mein Glück an, und beneidete mich darum. Aber noch war mein Stolz nicht befriedigt; ich wollte höher — höher, und that einen jämmerlichen Fall in die Tiefe herab. Ich dachte, kein Mensch könnte mit mehr Recht über die Treulosigkeit des Glückes klagen, als ich, da ich doch ganz allein an meinem Sturze Schuld war. Ich streifte einige Zeit in der Welt herum, und fand die Welt in Osten, wie ich sie in Westen verlassen hatte, und sah mich überall in meiner Erwartung getäuscht. Aus Unmuth über meine fehlgeschlagene Hofnungen, und Lebensüberdruß nahm ich Kriegsdienste. Nun war Tod oder Ehre meine Loosung. Das Glück hatte Mitleiden mit

mir Thoren, und führte mich sicher durch Säbelhiebe und Feuerregen der ehernen Todesschlünde. Meine Bravuren und mein Conduite erhoben mich zum Hauptmann. Ich besaß ganz das Herz meines Oberstens, und da er starb, setzte er mich zum Universalerben ein. Ich denke, das Glück nannte sich dabey selbst glücklich, mich ungeachtet meiner thörichten Streiche so weit gebracht zu haben. Ich war reich, hatte die Liebe und Achtung aller Edeln, und der gleich darauf geschlossene Friede versicherte mir die herrlichsten Tage. Allein ich war so tollkühn, um die erledigte Oberstenstelle anzuhalten; erhielt sie nicht, und quittirte. Entzogen dem Gewühle der Geschäfte, und dem Geräusche der Waffen fieng ich mit Mannes Ernst über mich selbst zu denken an. Ich durchgieng die Tage, die ich schon verlebt hatte; übersah die verschiedenen günstigen Lagen, in die mich das Glück versetzt, und wie tiefer ich nachdachte, desto klärer ward mirs, daß es nur an mir allein gelegen war, glücklich zu seyn. Reue und bitterer Schmerz wütheten nun in meinem Innern, und machten mir das schönste Leben zur Last. Das Glück wagte noch einen Versuch an mir, und führte mich in die Arme einer

liebenden und tugendhaften Gattinn; ich nahm mein Vermögen, und kaufte mir dieß Gütchen, verwarf meine thörichten Wünsche, und bin nun glücklich im Schooße meiner Familie — glücklich im Schooße der ländlichen Ruhe. Sagen Sie nun, Lindor! ob ich noch der Thor seyn soll, mich an die Spitze des Berges zu wünschen, um wieder in Sumpf zu stürzen? — Lernen Sie, mein Freund! ein mäßiges Glück schätzen, das freylich Ihrer Phantasie zu niedrig dünkt, aber sicher und dauerhaft ist.

Conton drückte freundlich Lindors Hand, und nahm mit seiner Familie Abschied. Lindor trat seinen Weg nach Hause an, unruhig und unzufrieden über Contons weise Ermahnungen. Es schwirrte in seinem Kopfe wie unter einem anarchischen Ameisenvolke, und bald strauchelte er über einen Stock, bald stieß er sich an einem Baume. Conton, murmelt er im Gehen fort, war ein Thor; er stieß sein Glück von sich; soll das nun Weisheit seyn, weil er mit einem niedrigen Loose zufrieden ist, da er das höhere verkannte? — An ihm verschwendete das Glück seine Gunst, der sie verschmähte, und mich — — da prellte er wieder so

unsanft an einer dickstämmigten Eiche an, daß er rückwärts zu Boden fiel. Nun, rief er im vollen Grimme, ist das etwa mein Glück, daß ich mir in dieser verwünschten Nacht das Genick breche? — Und dabey quoll ihm das Blut häufig aus Nase und Mund. Entkräftet sank er auf einen moosigten Hügel, und schlief aus Mattigkeit ein. Sein Geblüt war in heftiger Bewegung, und seine Seele ganz sich selbst überlassen, nun geschäftiger als jemals all ihre Lieblingsideen im Traume zu realisiren. Seine Phantasie war rastlos, und stellte ihm das Glück in unzähligen Gestalten vor. Bald erhob es ihn zur glänzendsten Höhe, bald stürzte es ihn wieder in Abgrund; bald schien es ihm in der Gestalt eines holden Mädchens zu winken; er eilte auf sie zu, und die Lose floh ihn, itzt war sie ihm zur Seite, er wollte sie haschen, und umfieng einen Arm voll Luft. Traurig stund er am Platze, und weinte, und ferne — ferne von ihm sah er die Muthwillige seiner spotten. So ängstigte sich Lindor die wenigen Stunden des Schlafes mit unruhigen Träumen, mit täuschenden Gestalten der Phantasie bis gen Anbruch des Tages. Auf einmal erwachte der ängstliche Träumer, und sah ringsum

die

die Gegend von einem Lichte schimmern, das nicht dem matten Widerscheine des Mondes glich, weder wie der Glanz der Morgenröthe aussah. Alles war helle wie der Tag, aber verschiedene Farben wechselten darinn ab. Eine Wolke theilte sich, und Lindor blickte in die Höhe. Eine Göttinn, schön wie der Tag, und freundlich wie der wonnigste Frühlingsmorgen fuhr in einem goldnen Wagen von hundert weissen Schwänen gezogen. Zwey Mädchen — schöner bildete noch keine Grazie der Meissel eines griechischen Meisters — waren ihr zur Seite — Hofnung und Freude — und ein unzähliges Heer von Wünschen in Silphengestalt schwirrten auf leichten Zephirsfittigen in den Lüften. Furcht und Erstaunen ob diesem Anblicke fesselten Lindor unbeweglich an seinen Mooshügel, wie eine leblose Statue, und ehe er noch zu sich selbst kommen konnte, stund die Göttinn schon vor ihm mit allen Reitzen einer Schönheit, die sich nicht einmal die Phantasie eines Erdensohnes zu träumen vermag, und in einem Stralenglanze, der die Sonne beschämt. Lindors sterbliches Auge würde diesen Anblick nicht ertragen haben; aber die Göttinn riß das feinste Stück von der Wolke ab, auf

der ihr Wagen fuhr, und nahm es als einen Schleyer vor. Fürchte dich nicht, fieng sie an, ich bin eine wohlthätige Gottheit. — Ich bin das Glück. Undankbar verkennen mich die Menschen, und dichten mir die häßlichsten Züge an. Sie nennen mich boshaft, treulos, falsch, eigensinnig, und — o was ein Frauenzimmer am empfindlichsten kränkt, eine feile Buhlerinn. — Wenige unter den Menschen kennen mich, und wissen mich zu schätzen; aber die meine Gunst nicht verachten, und meiner Liebe würdig sind, haben mich ihnen stets zur Seite, all ihr Beginnen endet nach Wunsche; ich schütze sie vor List und Macht, und selbst vor den Gefahren des Todes. Nur hasse ich Feigheit und Stolz. Nie wird sich eine Memme meiner Gunst rühmen können, und mancher Stolze schwindelte von der Höhe, auf die ich ihn führte, herab, und kroch jammernd im Staube. Auch gilt mir jeder unter den Sterblichen gleich. Ich habe Königen, die um mich buhlten, den Rücken gewendet, und oft dem geringsten ihrer Sklaven meine Gunst geschenkt. Meine Zaubermacht verbreitet sich über den ganzen Erdball, und Weisheit und Stärke müssen ihr unterliegen. Ich habe Mitleiden mit Hilflosen, die von

Mäch=

Mächtigern unterdrückt, und verachtet werden, und oft schon habe ich einen Menschen in meinen Schutz genommen, den die Natur in einer mürrischen Laune verworfen hat. Und doch Lindor! — hören die Menschen nicht auf, sich über mich zu beklagen, und geben mir die Folgen ihrer Thorheiten Schuld. Auch du beklagst dich über mich, Lindor! — und billig sollte ich deinen Undank strafen, aber ich liebe dich zu sehr, und vergebe es deiner Jugend, denn noch weist du nicht, was ich schon alles für dich gethan habe.

Noch ehe du anfiengest zu werden — schon bey deiner Erzeugung — nahm ich mich deiner an. Ich veranstaltete deine Entstehung gerade zu einer glücklichen Stunde, da die Gestirne dir gut waren, und du würdest nicht die Welt erblickt haben ohne meinem Beystande. Zweymal rettete ich deine Mutter von einem gefährlichen Falle, und deine Geburt ist nicht das Meisterstück der Kunst, sondern mein Werk. Erinnere dich noch an die Gefahren des Todes, worinn du schwebtest, und danke es mir, daß ich dich ihnen entrissen habe. Ich schickte dir den gutthätigen Bauer, als du in den Brunnen fielst, zur Rettung, und du würdest unfehlbar todt

ge=

geblieben seyn, als du dir durch einen Fall die Wunde in den Kopf schlugst, wovon du noch die Narbe trägst, wenn ich dir nicht beygestanden wäre. Ich habe dir noch viele Dienste geleistet, die dir nicht einmal bekannt seyn können. —

Fühlst du nun, wie unrecht du hattest, über mich zu klagen? Aber ich will noch mehr thun für dich — Wirst du dich durch Muth und Bescheidenheit meiner Liebe würdig machen, so soll dich eine halbe Welt als das Wunder meiner Macht anstaunen; aber sey nicht ungestüm in deinen Wünschen, und spiele nicht muthwillig mit meinen Gunstbezeugungen.

Reichthum ist itzt dein Wunsch — ich kenne auch deine edeln Absichten, wie du ihn nützen willst — aber ich kann dir ihn noch nicht gewähren. Es fehlt dir noch an Erfahrung und Klugheit. Erst lerne die Welt, und die verschiedenen Interessen der Menschen kennen; die mancherley mühseligen und gefahrvollen Wege des Erwerbes; bemühe dich erst selbst darum, dann will ich dir deine Mühe erleichtern, und dein erworben Gut verzehnfachen. Nützlicher ist dir itzt ein weiser Freund, den ich dir gebe,

und

und edle Menschen, die dich in ihren Zirkel einschließen. Ich will deine Schritte leiten, und dir deine Unternehmungen ausführen helfen. Doch sey weise, und stets der Tugend Freund, denn wahres Glück besteht nicht ohne Tugend; es scheint oft ein Bösewicht meine Gunst zu besitzen, aber lasse dich von dem allgemeinen Wahne nicht verführen; was den Bösen oft erhebt, ist das Werk einer höhern Macht, die ich nicht verhindern kann.

Dein Herz ist itzt noch unverdorben, und Himmelsgüte liegt in selbem; doch ist es nicht von Menschenschwäche frey, und mit des Guten Keim liegt auch des Lasters Saam in seinen Falten; dein Geist ist groß und edel, doch rasch sein Flug; unbändig ist er, wie ein wilder Strom, der brausend sich vom Berge ins ruhige Thal herabstürzt, und verwüstend sich über die blumigten Wiesen ergießt; daher sind deine Leidenschaften heftig, wie dein Geist, und unersättlich deine Begierden. Folge dem weisen Rathe deines Freundes und meinen Winken, die dir nie undeutlich seyn werden.

Ich

Ich gab dir an Conton ein Beyspiel, daß man ein mäßiges Glück nicht verachten soll, um ein größeres zu verdienen. Sey behutsam in deinen Unternehmungen, und überlege, ehe du beginnst; denn jeder Schritt des Menschen ist von unendlichen Folgen, und die ganze Kette der Schicksale des Lebens ist nicht in meinen Händen. Allein, wenn du zu Thaten schreitest, von der Vernunft gebilligt, und die die Menschheit von dir heischt, so traue fest auf mich, und zage nicht als Mensch vor der Gefahr, die nur den Feigen schreckt — des großen Mannes Sieg verschönert. Was man ein Wunderwerk, Unmöglichkeit wird nennen, thust du durch mich mit leichter Hand. Wenn rings um dich Tod und Verderben wüthen, zur Rechten und zur Linken dir des Sieges gewohnte Helden fallen, und Muth nicht mehr, und Riesenkraft im dreyfachen Panzer schützen, dann schirmt dich noch meine Hand. Beb' nicht im wüthenden Sturme, und sieh muthig mit fürchterlichem Krachen das Schif zersplittern; — zittere nicht, wenn das Meer seinen unermeßlichen Todesschlund aufreißt, und mit einem Athemzuge Floten verschlingt; ich werde dich aus dem Grunde des Meeres holen, und den tobenden Flu-

then entreissen. Wenn die Erde unter deinen Füssen trennt, und üppige Paläste, die seit Jahrhunderten die steinernen Monumente des Menschenstolzes waren, zusammenstürzen, und man ihre Bewohner aus dem Schutte schlechter Bürgerhäuser hervorsuchen wird, will ich dich auf festen Grund stellen; ich werde die Anschläge des tückisch lauernden Feindes vereiteln, und die Waffen gegen ihn kehren, womit er dir nachstrebt. Ich werde dir immer zur Seite seyn, und mich zwischen dich und der Gefahr stellen. — Begreifst du wohl, was du an mir hast? — Fühlst du den Werth meiner gränzlosen Liebe? — Zittere, Sterblicher, vor dem Gedanken, ihrer unwürdig zu werden; wenn du diese verlierst, ist alles verloren, und unbeschränkt, wie diese, wird auch dein Elend seyn, wenn du meinen Zorn verdienest.

So sprach die Göttinn, und verließ den staunenden Lindor. Schneller als der Blitz an einem schwülen Sommerabende war das Gesicht vor seinen Augen verschwunden, und nicht die geringste Spur konnte sein eiliger Blick, den er nachschickte, davon erhaschen. Es däuchte ihn ein Augenblick, daß er die Göttinn sah, und hörte, und der nämliche

Augen=

Augenblick, daß er sie aus den Augen verlor. Himmel! rief Lindor auf, ist es ein Traum, ist es Täuschung meiner erhitzten Phantasie, oder Wahrheit? — Kann ich meinen Sinnen trauen, oder bin ich das Spielwerk meiner Einbildungskraft? —

Bald wurde Lindor überzeugt, daß er sich nicht betrogen hatte. Jeden Tag fand er neue Beweise, die ihm endlich allen Zweifel benahmen. Unvermuthet fand er den Freund, den ihm das Glück versprochen hatte, und der all seine Erwartung übertraf. Auch sammelten sich bald edle Menschen um ihn, die groß an Tugend und Weisheit waren, und nahmen ihn in ihren Schooß auf. So mühsam, so besorglich ehemals Lindor jede Sache anfieng, und so schwer er sie durchsetzte, so leicht gieng sie ihm itzt von statten, und all seine Unternehmungen gelangen besser, als er es mit der Kurzsichtigkeit eines Sterblichen wünschen konnte.

Unbeschreiblich groß war Lindors Freude, und sein Herz fühlte nun nichts mehr als Freude und Dank. O, rief er einst im übermächtigen Drange seines Herzens auf, mächtige Göttinn! ist es möglich, daß ein

Sterblicher, der dich einst so sträflich verkannte, noch so viel Gutes von dir empfangen soll! — ist es möglich, daß es Menschen geben kann, die undankbar gegen dich sind! — O ich habe nun keinen Wunsch mehr, als dir danken zu können. Gewähre mir diese Bitte, und zeige dich mir nochmal, daß ich dir mit schwacher Menschenzunge sagen kann, was ich fühle. Aber Worte drücken das gar nicht aus; komm, und lies auf meinem Gesichte. Mein Erstummen wird dir beredter sagen, als die Sprache, wie voll mein Herz des Dankes ist.

Die Göttinn hörte Lindors brennenden Wunsch, und geschmeichelt von des Jünglings edelm Herzen ließ sie sich bewegen, zu ihm herabzusteigen, denn der Dank von Menschen ist ihr so selten, daß sie ihn mit unter die auserlesensten Kostbarkeiten zählt, die sie zu Zeiten den Göttern des Olimps aufweiset, wenn sie Besuche von ihnen erhält.

Allein Empfindungen dieser Art und geistige Freuden ersättigen nie; immer heftiger dürstet die Seele nach ihnen, und je mehr man sie genießt, je mehr erwecken sie

Lust

Lust nach ihnen. So konnte auch Lindor seinem Verlangen nicht gebieten, und die Gefälligkeit der Göttinn gieng so weit, daß sie ihm auf jede Bitte gegenwärtig war. Bald fieng Lindor an nach Menschenart dreist zu werden, und trieb muthwillige Scherze mit ihr. Erröthend floh die Göttinn, und zürnte auf den Verwegnen; doch eben sogleich fand auch die Liebe Entschuldigungen für ihn. Sie maß es seiner allzuraschen Jugend zu, und nannte es sogar den unwillkührlichen Ausbruch seines Herzens. Doch vermied sie ihn von itzt an, und Lindor bath immer vergebens sie zu sehen. Untröstlich war sein Herz über die Grausamkeit der Göttinn, und bitter wie sein Schmerz waren seine Klagen. Unbekannt mit dem Verbrechen, das ihm diese Strafe zugezogen hatte, hätte er bald ein größeres begangen, und seine Freundinn des Wankelmuths und der Treulosigkeit beschuldigt; aber stete Beweise, die er noch von ihrer Liebe erhielt, stillten seinen Schmerz, und hielten seine Klagen zurück.

So war bereits ein volles Jahr verflossen, und Lindor bemerkte kaum, daß schon ein neues sich an die Kette der Zeiten anreihte,

reihte, so schnell war es ihm vorüber. Kein Sterblicher konnte sich des Glückes schmeicheln, das Lindor genoß, und das nur noch die Vorbereitung zu einem größern war. Von keinem Wesen in der Natur hatte Lindor etwas für die Dauer seines Glückes zu befürchten, als von sich selbst. Der Mensch ist sich meistentheils selbst das größte Hinderniß, und wenn er alle Berge gehoben hat, die zwischen ihm und dem Glücke stunden; wenn er alle seine Feinde besiegt hat, so unterliegt er sich selbst noch.

So war auch Lindor der eigene Schöpfer seines Verderbens. Ungestüm in seinem Verlangen, und unersättlich in Begierden genügten ihm die kleinen Vortheile des Glückes bald nicht mehr; er foderte mehr, und weder die kalte Weisheit seines Freundes, noch die ernsten Verweise der Göttinn konnten seinem Feuer Einhalt thun. Natürlich gerieth Lindor auf die gefährlichsten Abwege. Das Glück sah es, und sah mit Schmerzen, daß ihr Liebling auf Irrwegen dem Verderben zurannte. Sie verwies ihm öfters durch kleine Unfälle, die er erlitt, sein Vergehen; aber das wirkte gerade das Gegentheil. Lindor sah alle die ernsten

Drohblicke der Göttinn für eben so viel empfindliche Beleidigungen an, und erwiederte sie mit ungerechten Klagen.

Schon wollte die Göttinn, von edelm Zorne ergriffen, den Verblendeten mit eigner Hand in den Abgrund stürzen, als sie sich noch eines Mittels besann. Eiligst ließ sie ihren Wagen bespannen, und fuhr zur Wahrheit, die ihr auch manche Gefälligkeit zu danken hatte. Denn das Glück führte sie oft unerkannt in die Paläste der Großen, und machte ihr Gelegenheit, sich heimlich in das Kabinet der Könige zu schleichen, zu denen ihr die Lüge allen öffentlichen Zutritt verwehrt. — Fortuna klagte ihr ihren Schmerz, und bath sie, sich zu dem verblendeten Sterblichen zu verfügen, und ihm die Gefahr, die ihm droht, in ihrer ganzen fürchterlichen Größe zu zeigen. Die Wahrheit machte sich also gleich auf die Reise; aber sie konnte nicht einmal Zutritt bey Lindor finden. Die Thorheit und die Lüge hatten alle Zugänge versperrt; doch gelang es ihr, daß sie sich ihm von weitem zeigen konnte; er erblaßte vor ihrem Anblicke, und schon zu sehr Weichling, um ihr mit Muth entgegen zu gehen, floh er sie wie

ein

ein nächtliches Schreckenbild, und die Wahrheit mußte unverrichteter Dinge wieder zurücke kehren.

Lange schon hatte das Laster seine Diener nach ihm ausgeschickt; sie fanden sein Herz unbewacht, und die Gelegenheit war ihnen willkommen, ihn zum Sklaven zu machen. Sie rissen ihn aus dem Schooße der Freundschaft und der Weisheit, und schleppten ihn mit sich fort in ihre Höhle. Schwach und vergeblich kämpfte Lindor mit ihnen, er war schon zu sehr entkräftet, und die Waffen, die ihm die Tugend gab, hatte ihm die Thorheit unbrauchbar gemacht.

Noch wechselten Mitleiden und Zorn in dem Busen der Göttinn ab, und keines erhielt die Oberhand. Sie wagte noch allerley Versuche, aber alle mißlungen. Endlich entbrannte sie von verderbendem Zorne, und Verachtung trat an die Stelle der Liebe. Sie beschloß, den Strafbaren zu züchtigen; er sollte die ganze Schwere ihres Zornes fühlen.

Es

Es war an einer schwülen Sommernacht. Von zwooen Seiten zogen sich donnerschwangere Wolken zusammen, und verbreiteten eine schauderliche Schwärze über die Gegend. Schrecklich schlängelten die Blitze durch die Lüfte, und das fürchterliche Krachen des Donners weckte die Natur aus ihrem Schlafe, und erfüllte jedes Geschöpf mit Schauder und Entsetzen. Da taumelte Lindor von einem Lustgelage nach Hause, von Wein und Wohllust trunken. Betriegerische Spieler hatten ihm zweymal so viel, als sein Vermögen groß war, abgekartet, und listige Dirnen nahmen ihm seine Kostbarkeiten, und selbst den unschätzbaren Ring vom Finger, den ihm einst das Glück zum Geschenke ansteckte, und der das unverletzliche Pfand ihrer Freundschaft war. So lange er diesen hatte, konnte er nie ganz unglücklich werden.

Lindor, der nie den Donner gefürchtet hatte, zitterte itzt wie ein Verbrecher vor dem Gerichte; bebend verschloß er sein Zimmer, und nicht der Schlaf, nur die Entkräftung, schloß seine Augen — es war eine kurze Pause, in der ihn fürchterliche Bilder verfolgten, und sein Herz immer ängstlicher pochte. Plötzlich rief eine gräßliche

Stimme:

Stimme: Lindor! erwache! — Lindor schauderte auf, und die Decke spaltete sich. Ein Weib, voll Majestät und fürchterlichen Ansehens saß auf einem schwarzen Wagen, von Elstern und Eulen gezogen. Ihr zur Seite saßen in Trauerkleidern zwey Mädchen; Schmerz und Reue; und ihr Anblick war jammernd. Hinterher — doch etwas ferne — folgte die Verzweiflung in Furiengestalt, die Schlangenpeitsche in ihrer Rechten, und den blinkenden Dolch in ihrem Gürtel. In diesem Staate kam das Glück zu Lindor, um ihn zum letztenmal zu sehen, und ihn zu strafen.

Dann öffnete sie ein Kästchen, das sie bey sich führte. Sieh, sagte sie zu Lindor, da sind die Geschenke, die ich dir zugedacht habe. Da ist Reichthum; deine Feinde sollen ihn theilen: deine Ehre mag dort der niedrige Bube haben, dems schon lange darnach lüstete. Hier habe ich eine unzählige Menge Freuden — du hast ihrer schon zu viele genossen — ich will sie dem Mädchen dort im Schlangenhaar in Schooß schütten. Aber ich habe auch deiner gedacht. Schmerz und Reue sollen deine Gefährtinnen seyn, und Verzweiflung wird dir in der Nähe

folgen; und diesen Wurm verwahre in deinem Busen, er wird Tag und Nacht an deinem Herzen fressen; ein Heer von Vorwürfen wird deine Seele foltern, und mehr als all dieses — die Erinnerung meiner Liebe, die du verloren hast. So verließ das rächende Glück den erblaßten Lindor, und kehrte, selbst in ihrer Rache noch von Schmerz gerührt, in höhere Regionen zurück.

Viele Jahre seufzte Lindor im gränzlosen Elende, und beweinte vergebens das Verbrechen seiner leichtsinnigen Jugend; doch näherte sich ihm eine Trösterinn in seinen Leiden — die Tugend. Er zog sich in die Einsamkeit zurück; sein Geist verwarf nun im Stillen die grossen Wünsche, und dachte auf Weisheit. Er verbannte aus seinem Herzen die rasenden Begierden, und sanftere Freuden unterbrachen schon manchmal die thränenvollen Stunden des Schmerzens und der Reue. Er beschäftigte sich mit ländlichen Arbeiten, die ihm das Leben erträglich machten. Bald richtete ihn die Tugend vollkommen auf, und ward seine unzertrennliche Freundinn. Lindor fieng endlich an im Kleinen das Glück des Lebens zu genießen, das ihm nun schätzbarer wurde,

als

als jenes, das er verloren hatte. Vorzüglich war es Lindors Freude, mit jungen Leuten umzugehen, denen er seine Geschichte erzählte, und sie vor zu hohen Wünschen, vor den Gefahren der Jugend, und dem Verderben warnte, dahin Leichtsinn und ein feuriges Temperament führen. Ob Lindor in diesem Zustande des Lebens ergraute und starb; oder ob sich das Glück noch seiner annahm, und ihn, da er itzt weise geworden, wieder in ihre Gunst einsetzte, konnte ich nicht mehr erfahren; ich vermuthe es auch nicht, den Götinnen verändern ihren Willen nicht, und zürnen ewig.

Schmäht, Menschen! ja nicht auf das Glück,
und nennt es Unstern, wenn ihr blind
am Band der Torheit wie ein Kind
euch gängeln laßt, und ins Verderben rennt.
Verblendete! die ihr das Uebel wählt,
weil ihr das Gute meist verkennt,
werft unparteyisch einen Blick
der Wahrheit auf euch selbst zurück,
beschämt seht ihr das Mißgeschick
nur in euch selbst; denn ihr nur fehlt.

Wie thöricht sind der Menschen Klagen,
womit sie stets das Glücke schmäh'n! —
O Menschen! man darf euch nur handeln seh'n,
so sieht man auch, an wem die Schuld des Elends liegt,
ihr seyd es selbst, die sich und andre plagen:
der Mensch, der Mensch und Thier bekriegt,
ist auch sein eigner Feind.
Es darf kein Unglück seyn in der Natur,
das eure Ruhe stört,
ihr seyd es selbst, von Bosheitssinn bethört,
die ihr euch Glück und Ruhe raubt,
euch haßt, verfolgt, und immer nur
in eurer Brüder Thränen
die Quelle eures Wohls zu finden glaubt.
O lernt euch selbst, lernt euer Herz erst kennen,
hier findet ihr des Bösen Keim,
die Quelle eurer Leiden.
Die ganze Schöpfung beut euch Freuden
und Seligkeit in Fülle dar;
wohlthätig hält sie stets das Böse euch geheim,
und öffnet euch den Reichthum himmlischer Genüsse.
Doch euer Aug, von Vorurtheilen trübe
nimmt es nicht wahr.

Laßt

Laßt allgemeine Menschenliebe
erst eure Handlungen beseelen,
klärt euer Auge auf, damit ihr helle seht,
dann wirds euch nicht an wahrem Glücke
fehlen,
nach dem ihr itzt vergebens fleht.
Sucht nicht in der Natur den Feind,
der euch zuwider ist;
Die ganze Schöpfung ist euch Freund,
und liebt euch zärtlich, wie ihr Kind
die Mutter liebt; seyd nur vergwißt,
daß, wenn die Menschen elend sind,
die Schuld kein Wesen tragt,
das euren Feind ihr nennt.
Wenn ihr unglücklich seyd, so klagt
euch selber an, und wenn ihr ins Verderben
rennt,
sagt nicht, daß eine fremde Hand
euch hingeleitet auf den Rand
des Abgrunds; daß ein böses Wesen
euch stürzte; nein! ihr seyd es selbst gewesen.

Und ihr, o Jünglinge! die ihr
in eurer ersten Kraft, voll Geist und Ruhm-
begier
den Gipfel zu erreichen strebet,
gen den sich schon der kühne Blick erhebet;
die ihr, von wilder Jugendhitz' entbrannt,
euch

euch in des Lebens Wiegejahren,
mit Welt und Menschen und Gefahren,
die euch da droh'n, noch unbekannt,
zum Guten bald, und bald zum Bösen
mit gleichem Schwärmerflug hinreissen laßt:
O habt ihr dieses Blatt gelesen,
nehmt euer Bild daraus, und werdet klüger,
als Lindor war, ein gleiches Loos steht euch
bevor.
Traut euren Sinnen nicht, sie sind gar oft
Betrieger.
Wenn euch das Glück zu seinen Lieblingen
erkor,
nehmt eure Zeit in Acht,
und nützet jede der Sekunden.
Ein Augenblick ists oft, der unser Glücke
macht,
und schnell ist der verschwunden,
mit ihm das Glück, und ach die Folgen sind
oft die Bestimmung unsers ganzen Lebens.
Es steht nicht mehr in unsrer Macht sie zu
verhüten,
die Reue und der Schmerz sind dann ver-
gebens,
und Thränen ändern nicht und Bitten
des Schicksals Schluß.
Führt euch bescheiden auf bey euers Glü-
ckes Gunst,

es ist ein Weib, und zieht sich eben so geschwind
zurück, als es euch nahe war,
gern beut es seine Hand euch dar,
doch kaum erzörnt ihr es, so glüht
die Rosenwange schon, denn auch Göttinnen sind,
von Leidenschaft nicht frey,
und tragen menschliches Gemüth.
Drum lernet bald die schwere Kunst,
der Göttinn Liebe zu erhalten,
die Kunst, worüber schon die Alten
den Kopf sich brachen, und wenige versteh,n.
An Lindor und an Conton könnt ihr seh'n,
wie nöthig euch des Freundes Führung sey,
der euch auf rechten Wegen leitet,
euch mahnet, wenn er stehen bleibt,
der euch die Bahn vorher bereitet,
zurück vom Bösen hält, und stets zum Guten treibt.
Nie ausserdem wirds euch gelingen,
euch eines wahren Glücks zu freu'n,
vergebens werdet ihr euch aufwärts schwingen,
und stets im faulen Sumpfe seyn.
Hält euren Geist bedächtig auf,
wenn er mit raschem Sonnenlauf
euch fort ins Reich der lüftigen Schimären

will

will führen; blumigt ist der Weg: allein
von da zur Wirklichkeit zurück zu kehren,
und aus dem Land der Träumerey'n
so gar nichts mitzubringen
als Wünsche, Phantasien
und Ideale von Genien,
das thut zu weh, und lohnt der Mühe nicht,
daß man des Geistes Schwingen
dazu ermüden soll; auch oft gebricht
es uns an Kraft die Zügel anzuhalten,
und läßt man ihn, wie Phaeton,
die raschen Sonnenpferde walten,
dann ists geschehen; Herz und Verstand
die eilen mit davon,
und schwärmen stets im Feenland.
Verachtet nicht ein mäßig Glück;
mit Wenigem Zufriedenheit,
stets einen frölich heitern Blick,
der unsrer Seele Ruh verkündigt,
dieß ist des Weisen Seligkeit.
Man ist oft im Besitze grosser Güter
und hohen Stands nicht glücklicher,
als auf dem Feld der ärmste Hüter,
der sich bey Käs und Brod nichts mehr,
als einen heitern Himmel, wünscht.
O merkt euch Lindors Beyspiel wohl,
vergeßt nicht Contons Lehre,
wie man sein Glück genießen soll:

und ringt ihr ja nach Ruhm und Ehre,
genüget euch des Berges Mitte nicht,
so denkt auf Lindors Traumgesicht;
wollt ihr des Felsen Spitz gewinnen,
mag Lindors Beyspiel euch zur Lehre dienen.

Die Reise des Glückes.

Einst beschloß Fortuna, immer von den tausendfältigen Klagen der Menschen bestürmt, die über sie unzufrieden sind, auf die Erde herabzusteigen, um selbst zu sehen, wo es den Menschen fehle, daß sie ungeachtet der unendlichen Schätze, die sie täglich an ihnen verschwendet, nicht glücklich sind. Sie bestieg ihr Rad, und rollte auf der Lüfte Bahn, bis sie die Erde erreichte. Der erste Platz, wo sie festen Fuß gewann, war eine große, volkreiche Stadt, und da befand sie sich gerade an der Schwelle des königlichen Palastes. Gut! sagte sie, hier will ich anfangen. Ich will allererst einen König glücklich machen, und durch ihn werden es leicht ganze Provinzen, denn er ist die Quelle, aus dem seine Völker ihr Glück

schöpfen.

schöpfen. Sie trat zu ihm, und bot ihm ihre Dienste an. In der That, recht willkommen, sagte der Gekrönte, ich habe Ihrer höchst nöthig, Madame! — Ich habe mit einem mächtigen Nachbarn Krieg, und in meinem Kabinete beschlossen, seine Länder zu erobern. Vor allem helfen Sie mir itzt die Mine sprengen, die meine Ingenieurs angelegt haben; damit habe ich auf einmal die Hälfte der feindlichen Armee vom Halse; mit Ihrem Beystande werde ich auch die andere Hälfte aufreiben. Bringen Sie die Pest unter die Leute, ein bischen Verrätherey; meine Kanonen werden auch ihr Möglichstes thun. — Allein, wenn ich mit diesem Könige fertig bin, hab ich einen andern Plan. Da gen Norden hauset ein mächtiges Volk. Es lebt in purer, unumschränkter Freyheit, und das war immer ein Dorn in meinen Augen. Allein unübersteigliche Gebürge verschanzen es, und vertreten die Stelle der Vestungen. Dabey sind die Leute rauh und stark wie die Löwen und Tieger; ich werde also mit meiner Armee wenig ausrichten. Säen Sie, Madame! den Saamen der Zwietracht unter diese Scythen, und entnerven Sie sie durch Luxus und Weichlichkeit, dann ist halbe Arbeit geschehen. Aber

vor erst öffnen Sie mir eine neue, unversiegbare Quelle des Reichthums, denn Reichthum ist die Seele der Staaten. Erfüllen Sie meine Wünsche, und zum Danke will ich Ihnen einen prächtigen Tempel bauen lassen, geziert mit den Trophäen meiner Siege, und den Büsten meiner tapfersten Helden. Die Welt soll schaudernd den neuen Alexander anstaunen, und zittern vor seiner verheerenden Macht. Fortuna erschrack ob den menschenfeindlichen Wünschen des Königs, und floh den Palast, und die Stadt, und rollte auf ihrem ewigen Rade so schnell, als sie konnte, bis sie über der Gränze seines weitschichtigen Reiches war. Sie verirrte sich in einem dichten Walde, und da fand sie die Hütte eines einzigen Bewohners. Es war ein Weiser, der die Menschen verlassen hatte, und sein Leben mit Betrachtung der Geisterwelten zubringen wollte. Hundert Meilen in die Runde verehrte ihn das Volk als den weisesten Sterblichen, und wallfartete zu ihm, um Lehren der Weisheit zu holen. Er schrieb von der Verachtung irdischer Dinge, und bewies allen Menschen, daß sie Thoren seyn, weil sie sich vergängliche Güter der Erde wünschen. Das Glück hielt vor seiner Schwelle still,

begierig den Bewohner zu sehen. Er trat heraus, und sein finsterer mürrischer Blick klärte sich auf, als er die Göttinn sah. Er lächelte sanft — so sanft als ein Rigorist lächeln kann, — und fragte Fortunen, was sie ihm wolle.

Dein Loos, Sterblicher! das du hienieden genießest, scheint mir nicht das beste zu seyn; verdienst du ein besseres, so will ich deine Wünsche befriedigen. Ja wohl, versetzte der Schüler der Stoa, ist es kein glückliches Loos, ungelehrigen Menschen Weisheit zu predigen. Man wird es endlich müde, immer zu betrachten, und nie zu genießen. Unter uns gesagt — es hört uns doch niemand — ist diese Hütte, und dieser Bücherschrank mein Wunsch nie gewesen. Aus Unmuth und Verzweiflung, daß ich unter den Menschen kein Glück machen konnte, zog ich mich in diese Einsamkeit zurück; aber Dank den himmlischen Mächten, die dem Schicksale gebieten, daß sie dich zu mir geführt haben. Ich habe mir bereits unter den Menschen einen großen Namen gemacht, die ganze Gegend nennt mich ihren Diogen; das entschädigt freylich in etwas meine Eigenliebe gegen den Verlurst der ge-

sellschaftlichen Titel; aber welch ein magrer Tausch! Was soll mir ein eitler Name, der mir nicht die geringsten Vortheile gewährt? — Ich will nun von dem günstigen Augenblicke die Vortheile benützen, die sich mir darbieten.

Phoon, der eine der ersten Stellen in der Hauptstadt begleitet, hat eine Tochter — die schönste des Landes, mit der er sein Glück noch zu machen gedenkt, da er ausser ihr sonst nichts besitzet. Die Neugierde mich zu sehen, lockte sie einst mit ihrem Vater in diese Gegend. Führe dieses Mädchen in meine Arme, und fülle mit Gold die abscheuliche Kluft, die Stand und Alter zwischen uns beyden machen. O an dem Busen dieses herrlichen Mädchens werde ich Alter wieder zum Jüngling aufleben, und Reichthum wird mir Ansehen unter den Menschen verschaffen. Fortuna warf einen Blick voll Zorn und Verachtung auf den sinnlichen Thoren, und verließ ihn, mit sich selbst noch unschlüßig, wie sie den Menschenbetrieger bestrafen sollte. Sie gieng, das Mädchen zu suchen, das das Unglück hatte, diesem groben Faune zu gefallen. Sie fand es, und seine Wünsche waren gleich unedel und thöricht,

wie

wie die des vermeyntlichen Weisen. Gieb mir, o Glück! sprach die Thörinn, einen Mann mit Ansehen und großen Reichthümern, die meinen Begierden zu Gebothe stehen. Er mag alt und einfältig seyn, und so wenig liebenswürdig, als der unartigste Faun, desto angenehmer will ich mich mit andern unterhalten, desto ungestörter kann ich meinen Launen nachhängen. Welche Menschen! rief das Glück; doch ich will sie empfindlich strafen, ich will sie ihrer Thorheit preis geben. Sogleich veranstaltete Fortuna, daß beyder ihre Wünsche erfüllt wurden, der Tochter Phoons, und des Weisen, und die Göttinn konnte sich nicht nachdrücklicher an ihnen rächen. Ihre niedrige Seelen machten sie sich selbst und allen Menschen zum Abscheu, und das Ende ihrer Tage war gränzloses Elend.

Traurig über ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen setzte die Göttinn ihre Reise fort, und eilte, bessere Menschen zu finden, die ihrer Liebe würdig wären. Plötzlich hielt sie auf ihrem Wege still. Sie sah zween Menschen laufen; den ersten, bleich und zitternd, trieb die Furcht, und den andern mit emporstrebenden Haaren und einem Feuerblicke

voll Wuth, spornte die Rache hinterdrein. Ein tiefer Graben stund ihnen im Wege, und schien entweders dem Leben des ersten oder der Wuth des andern Gränzen zu setzen. Fortuna sah die Gefahr des Verfolgten, und mitleidig half sie ihm überspringen, und verschaffte ihm Freyheit. Wüthend wie der gereitzte Eber eilte sein Feind nach, den blinkenden Dolch in der Hand, und fiel. Der Tod war ihm gewiß, aber das Glück bot ihm seine Hand, und rettete ihm das Leben, nur brach er sich im Sprunge das rechte Bein. Verdammtes Glück! rief der Undankbare tobend, du bist nur meinem Feinde hold; er entkömmt meiner Rache, und mir schlägst du das Bein entzwey. — — Von der andern Seite schmähte der Gerettete nicht minder, und fluchte auf das Glück, daß es ihn habe von seinem Feinde beängstigen lassen. Betrofen über die Blindheit und das undankbare Herz der Menschen stund selbst Fortuna auf ihrem unruhigen Rade eine Weile still, und fragte sich: Sind das die Menschen, die ich glücklich machen will? — Statt Dank, den sie von beyden zu verdienen hoffte, weil sie jedem Gutes that, wurde sie von beyden gelästert. Aber noch gab Fortuna die süsse Hofnung nicht auf, irgend einen Sterblichen zu finden,

der

der unter Tausenden die seltene Ausnahme macht — einen Sterblichen, der weise und tugendhaft ist. Lange noch irrte sie verschiedene Gegenden durch; kehrte bald im prächtigen Palaste des Reichen, bald in der geschäftigen Werkstätte des Bürgers, bald in der dürftigen Hütte des Landmannes ein, und fand nirgend den Menschen, den sie suchte. Endlich gelang es ihr. Eines Tages, schon nahe am Abende, rollte sie einsam auf ihrem Rade über ein schauerlich wildes Gebirg, unbewohnt von Menschen. Fürchterlich hiengen die kahlen Felsen übereinander, und schienen alle Augenblicke zusammen zu stürzen. Schreckliche Abgründe zeigten sich auf beyden Seiten, und das Brausen des unten schäumenden Stromes, der sich mühsam über die ungeheuren Felsenstücke hinwälzte, und das Geschrey der Geyer, das Geheule der Winde, die in den Klüften wohnten, setzten selbst die Göttinn in Furcht, daß sie ihr Rad schneller trieb, um über diese grauenvolle Gegend hinweg zu eilen. Aber bald öffnete sich ein breites, angenehmes Thal, schön und fruchtbar wie ein Eden. Fortuna sah ihm mit einem freudigen Blicke entgegen, und die schöne Natur ließ ihr auch eben so schöne Seelen vermuthen. Sie hielt

vor der Thüre eines Bewohners dieser Gegend still, um da von dem Ungemache der Reise sich zu erholen. Ein Greis, edel und ehrwürdig, trat hervor, und hieß die Göttinn freundlich willkommen. Seine Miene war von den Gesichtern, die das Glück bisher gesehen, so sehr verschieden, hatte soviel Sanftes, und Einnehmendes, daß die Göttinn ihn beym ersten Anblicke liebgewann. Ich bin das Glück, hub Fortuna an, und gedenke, wenn du mich aufnimmst, bey dir zu bleiben, denn du allein scheinest meiner würdig. Dein freyes, heiteres Auge, die Ruhe auf deinem Gesichte sagt mir, daß deine Seele nicht von ungestümen Leidenschaften beherrscht wird, und die redliche Stirne, das sanfte arglose Lächeln deiner Lippen verkündiget mir die Güte deines Herzens. Sag mir, erhabner Sterblicher! was du dir wünschest, und all meine Gaben stehen dir zu Geboth. Die Aussenseite wenigstens scheint mir zu sagen, daß du nicht das Loos genießest, das du verdienst. — Voll Würde und mit einem himmlischen Gefühle hob der Greis seinen Blick aufwärts, und faltete die Hände zum Himmel. Ich danke der gütigen Gottheit, daß ich bin, und jeden Morgen mit froher Seele den Aufgang der Sonne

sehe, und Abends in stiller Bewunderung die Pracht der Sterne schaue, sprach der Greis; ich bin Sorgen und Wünsche frey, den einzigen Wunsch ausgenommen, daß alle Menschen so glücklich wären als ich. — Götter! rief Fortuna aus, ist es möglich, daß es einen Sterblichen geben kann, der über meine Geschenke erhaben ist? — Wo ist mein Stolz? — Könige kriechen zu meinen Füssen, und Nationen flehen zu mir, und ein armer Hüttebewohner bedarf meiner nicht? — In sich selbst geschmügt, als schiene sie sich zuschämen, stund Fortuna vor dem Greisen, und hielt die Hand vor das Gesicht, das eine sanfte Röthe überzog; ihr Auge wurd' trübe, und eine Thräne — die erste, selbst nicht über den Sturz ganzer Reiche geweint — rollte ihre Wange herab. Hold lächelnd nahm der Greis ihre Hand, und legte sie in die seinige, warm vom Gefühle der Freundschaft und Menschenliebe. Zürne nicht, Göttinn! auf mich, sprach er, du sollst mich deiner nicht unwerth finden. Nimm meinen zärtlichsten Dank für alles das Gute hin, das ich schon von dir empfangen, denn ich weis gewiß, daß ich ohne deinem Einfluße nicht das wäre, was ich itzt bin. Nach der Gottheit danke ich dir

die

die Rettung aus den Gefahren des Lebens, mein heiteres Alter, und die Freuden, die ich im Schooße meiner Familie genieße; täglich danke ich dir mit meinem ganzen Hause, denn ich glaube, die Gottheit sendet dich unter die Menschen, um den Guten wohl zu thun. Ich habe alles von dir, was ich brauche, warum soll ich noch fodern? Sieh, ich habe zween wackere Söhne, die mich auf ihren Schultern tragen, und ich bin ihnen eine freudige Bürde. Sie pflügen dieß kleine Feld, das uns reichlich nährt, und das Gärtchen am Hause ist meiner Hände Stolz, und besetzt unsern Tisch mit den niedlichsten Gerichten. Die kleine muntere Heerde, die du dort am Hügel weiden siehst, ist auch mein; sie nährt und kleidet uns. Die schönen, vollblühenden Bäume, die du um mein Haus siehst, hab ich gepflanzt, und sie lohnen itzt meiner Mühe mit den süssesten Früchten. Das schöne, klare Silberbächchen, das hier still vorüberfließt, quillt aus den benachbarten Felsen, und ist der köstlichste Trank; ich habe auch in meinem Leben noch keinen andern gekostet. — Die Natur ist hier in dieser Gegend so sanft, so gut, und immer schön — man kann sich ihrer nicht satt sehen, nicht satt geniessen,

und die Sinne ermüden nur durch eigene Schwäche des menschlichen Körpers. Auch habe ich noch zwo Töchter, gut und schön; sie hausen nicht weit von hier mit ihren Gatten, und jede von ihnen erfreute mich schon mit liebenswürdigen Enkeln, in denen sich mein Alter verjüngert. Aber wenn ich auch nicht soviel hätte, würde mein Glück nicht minder vollkommen seyn. Ich habe gelernt, mit allem zufrieden zu seyn, meinem Herzen genügt jede, die kleinste, Freude, und wenn auch gar keine sich mir darböte, so würde es in sich selbst Freuden finden — Freude am Bewußtseyn der Tugend — Freude an steter Seelenruhe. Mein stets froher Sinn, und die Stille eines vorwurffreyen Herzens machen schon allein mein Glück aus — das einzige, das mir kein Zufall rauben kann. Sag, Göttinn! was soll ich wünschen? — Hast du mir nicht schon alles gegeben, was mich zum beneidenswürdigsten Sterblichen machen kann? — Aber doch möchte ich eine Bitte an dich wagen. Ich habe einen Freund, der schon der Gespiele meiner Jugend war. Seine edle Seele macht ihn deiner Gunst würdig; aber doch ist er höchst unglücklich. Er wohnet weit von hier, und steht unter der Herrschaft eines

geitzigen und gefühllosen Reichen, der seine Unterthanen grausam behandelt. So ließ er auch vor einigen Tagen meinen armen Freund ins Gefängniß werfen, weil dieser ihm nicht zur bestimmten Stunde seine Abgaben bezahlen konnte, die nach der Geldsucht des Gebiethers eine ungeheure Summe ausmachen. Rette, wohlthätige Göttinn! meinen unglücklichen Freund aus dem Gefängniße, und führe ihn wieder in die Arme seiner liebenden Gattinn, seiner zärtlichen Kinder, die trostlos um den geliebten Vater weinen. Es kostet dich wenig, eine tugendhafte Familie glücklich zu machen, und, wenn du willst, alle die, die unter der Tyranney dieses unmenschlichen Gebiethers schmachten.

Liebenswürdiger Sterblicher! rief die Göttinn auf, diese Bitte hörte ich noch von keiner der Menschenseelen, die ich hienieden fand. Komm mit mir, du sollst die Freude fühlen, deinen Freund in Freyheit zu umarmen. Diese Stunde noch soll er im Schooße seiner Familie seyn, und die ganze Gegend unter der menschenfreundlichen Pflege eines wohlthätigen Gebiethers, den ich an die Stelle seines verabscheuungswürdigen Vorgängers setze, wieder aufleben.

Allein

Allein du, edelster der Menschen! verdienst mehr — ein Geschenk zur Belohnung, das deiner hohen Seele würdig ist. Nie mehr soll das Elend tugendhafter Seelen dein zärtliches Herz kränken; ich verleihe dir die Gabe — ich habe sie selbst von der Gottheit, und dachte sie dem herrschsüchtigen Könige zu — jedem wohlzuthun; Menschen, die unter dem Drucke der Verfolgung, unter der Last des menschlichen Elendes schmachten, augenblicklich in den besten Stand zu versetzen. Auch gieb ich dir die Kunst, Feinde zu versöhnen, und das Band, das die Menschen vereinigt, wieder zusammenzufügen, wenn irgend ein feindlicher Genius der Menschheit es zerriß. Zähle nicht ängstlich die Jahre, die du verlebt hast, dreymal soviel noch werden ihnen folgen, denn ich will, daß du noch mit den Enkeln deiner Enkel den herrlichen Tag feyerst, an dem mich die Vorsicht den weisesten und besten der Sterblichen kennen lehrte.

So sprach Fortuna zu dem edeln Greisen, und verschwand vor seinen Augen. Er gieng mit seiner Familie, seinen unglücklichen Freund zu besuchen. Kaum langte er dort an, so kam auch der Befreyte, und

seine

seine Gattinn hieng entzückt an seinem Halse, und sanfte Thränen der Freude sprachen von der Wonne ihres Herzens, denn ihr Mund verstummte. Seine Kinder waren um ihn herum, und Sprache und Gebärden hatten noch nicht hinlänglichen Ausdruck für ihre Freude. Während diesem Freudentaumel stund das Glück mitten unter ihnen, und weidete sich an dem so herrlichen, so seltenen Anblicke, gute Menschen, die sich lieben, so schnell aus dem schmerzlichsten Elende in ein Meer von Wonne versenkt zu sehen, und von ihren kunstlosen Lippen den heissesten Herzensdank zu hören. Zugleich als diese Freudenscene im Hause des Neuglücklichen vorgieng, erscholl in der ganzen Gegend ein Freudengeschrey, das bis an die Wolken drang. Greise und Kinder eilten herbey, und Elende mit abgehärmten Gesichtern, und ausgepreßten Körpern, die der Geitz ihres Tyrannen so ausgesogen hatte, sammelten den Rest ihrer Kräfte, und riefen mit schwacher Stimme: Es lebe der Menschenfreund! Wohl unserm neuen Gebiether! —— Dankbar arbeiteten von dieser Stunde an die Hände der Glücklichen an einem prächtigen Tempel, den sie Fortunen weihten,

und

und worinn sie jährlich das Fest ihrer Befreyung feyerten. Auch der Greis errichtet nahe an seiner Hütte eine Laube, und stellte darinn das Bildniß der Göttinn auf. Er umgab sie mit Palmen, die diesen kunstlosen Tempel in einen heiligen Schatten einhüllten, und oben stund folgende Innschrift von der Hand des Weisen:

Menschen! glücklich werdet ihr nur durch Weisheit und Tugend.

Adolph Reinthal.

Die Familie Reinthal war eines der ältetesten Geschlechter in Deutschland. Ihr Ansehen gründete sich freylich nicht auf den Prunk des Adels, sondern auf Rechtschaffenheit und Tugend; sie zählten keine Ahnen, die in Turnieren fochten, aber Männer, die fürs Vaterland starben, und Voráltern, die der Menschheit die wichtigsten Dienste geleistet hatten. Sie warben weder um den Grafen- noch Freyherrnstand, suchten keine Diplo-

Diplomen, keine Ehrenstellen, sondern lebten im Stillen, thaten Gutes, und nützten, wenn man sie hervorsuchte. So lebte dieses Geschlecht ein Jahrhundert durch, und war von wenig Menschen gekannt. Der vorletzte Sprosse dieses Geschlechts war Friederich Reinthal, ein Mann von seltner Klugheit und Rechtschaffenheit. In seinen jüngern Jahren diente er am Hofe, und zeichnete sich durch Redlichkeit aus: allein der Sohn des Lichts taugt nicht unter die Kinder der Finsterniß. So gieng es auch dem Friederich Reinthal. Er dachte für das Wohl seines Fürsten, für das Wohl seines Landes, und beleidigte daher diejenigen, die nur für sich, und ihr eigenes Interesse, arbeiteten. Man suchte ihn bald zu ermüden; man legte allen seinen Entwürfen Hindernisse entgegen, schwächte seine Projekte, entkräftete seine Ausführungen. Reinthal legte sein Amt seinem Fürsten zu Füssen, und zog sich auf sein Landgütchen zurück, und weihte dort dem Wohl seiner Unterthanen, und der Erziehung seines Sohnes, die letzten Tage seines Lebens.

Adolph hieß Reinthals Sohn, ein wackerer Jüngling. Muth glühte in seinen Adern, und Tugend glänzte auf seinem Auge; Wohlthun war seine Freude, und Unterstützen sein Glück. Er kehrte eines Tages etwas später, als gewöhnlich, von jenen Hütten zurück, wo Armuth und Tugend wohnten — von den Hütten des armen Landmannes, die er oft besuchte. Der Abend brach ein, und Adolph verirrte sich im Walde. Es dämmerte schon gegen der Nacht, da sah Adolph einen wilden Menschen, der nackt auf einem Felsenstücke saß. Mit Baumbart waren seine Schläfe umzingelt; Ebheu deckte seine Stirne, und verwelkte Blätter umgürteten seine Lenden. Sein Blick war verwirrt; er schien die Menschen zu fliehen. Sein Trank war Wasser, seine Speisen Wurzeln, die er sich mit den Händen aus der Erde scharrte; seine Ruhestätte ein Felsenstück, auf das er sich ermüdet hinstreckte.

Wer bist du? Unglücklicher! rief Adolph. Winde sausen durch die Höhle, wo du wohnest; deine Glieder starren vor Frost; wer bist du? — — Ich bin Edon, der arme, betrogene Edon, der die Menschen liebte,

der

der seinem Vaterlande ehrlich diente, und seinem Fürsten getreu war. Laß mich, ich bitte dich, ich habe nichts mehr, was ich euch geben kann; ihr habt mir ja schon alles genommen, raubt mir doch die Lust des Himmels, und diesen abgelegenen Winkel nicht, den gutthätige Thiere mir zum Aufenthalt überließen. Ich habe ja auf alles Verzicht gethan; ich will nichts wissen von euren Reichthümern, von euren Ehrentiteln, von eurer Größe oder Gelehrtheit, laßt mich nur einsam in dieser Wildniß die wenigen Tage durchleben, die mir die Natur noch gönnt, und beneidet mich nicht um mein Elend und meine Thränen. Meine Seufzer stören euch ja nicht in euren Palästen: ich komme ja nicht zu euch um Barmherzigkeit zu flehen, laßt mich, laßt mich — So sprach Edon, und floh, und verbarg sich im tiefesten Gebüsche.

Adolph eilte ihm nach; denn Neugierde reitzte den Jüngling. Halt, Edon! schrie er ihm nach, wenn es je wahr ist, daß du deinen Fürsten und dein Vaterland liebtest, so halt, und höre mich. Der Wilde blieb stehen, und mit steifem Blicke sah er den Jüngling an. Wer bist du? rief der Wilde.

Ich

Ich bin Adolph, erwiederte dieser, ein Mensch, und dein Freund. Wie kamst du in diese Wildniß? fuhr der Wilde fort; wilde Thiere werden dich aufzehren. Komm, ich will dich auf meinen Arm nehmen, und dich deinem Vater wieder zurücktragen. Hier trat Edon näher. Fürchte dich nicht, sagte er, Adolph! es soll dir nichts Leids geschehen, so lang Edon noch lebt, denn auch ich liebte die Menschen. Dann nahm er den Jungen, der ganz von Kälte erstarrt war, trug ihn in seine Höhle, und erwärmte ihn mit seinem Hauche, und mit Baumbart und Moos, das er von den Bäumen gepflückt hatte.

Adolph war müde, und bald schloß der Schlaf seine Augen: er schlummerte ein, und Edon stund ihm gegen über, und sah dem Jünglinge mitleidig ins Gesicht. Nach einer Weile erwachte Adolph wieder, und streckte seine Hand nach dem unglücklichen Edon aus. Du bist ein guter Mensch, sagte Adolph, und verdienst ein besseres Schicksal; komm mit mir, im Hause meines Vaters will ich mein Glück mit dir theilen, und die Tage deines Lebens sollen dir nicht zur Last seyn.

Daß die Götter deine Güte lohnen möchten, erwiederte Edon; ich bin ein armer Mensch, der kein Antheil mehr an der Welt hat, und der ausser einer dankbaren Thräne und einigen Wahrheiten, die ich im Leben sammelte, nichts geben kann. Ich will dich auf den Weg führen, auf dem du wieder zurückkehren kannst; doch mit dir kann ich nicht gehen, denn ich scheue die Menschen, und verlöre meinen Verstand, wenn ich mehrere sähe. Du allein, guter Junge! könntest mich wieder zurecht bringen; bey dir möchte ich wohl leben, oder bey solchen, die dir gleichen.

Adolph. Das kannst du ja, mein Vater ist gut; aber sag mir, Lieber! was haben dir denn die Menschen gethan, daß du vor ihrem Anblicke zurückschauderst?

Edon. Meine Erzählung ist lang, lieber Jüngling! und ich fürchte, ich möchte dich um deinen Verstand bringen, wenn ich dir mein Schicksal erzählte. Du bist nicht stark genug, das häßlichste Gespenst auszustehen, das ich dir zeigen werde, das mich Tag und Nacht verfolgte, das mich noch verfolgt. Siehst du! dort steht es — in der lächelnden Hülle einer göttlichen Bil-

dung — siehst du, wie schön — erschaffen zur Bruderliebe: — aber sieh — sieh — nun entfernt sich diese Engelsgestalt von den Wegen der Gottheit — gesellt sich zum Laster — nun verändert es seine göttliche Gestalt — Laster verunedeln seine Züge — Leidenschaften verwüsten die paradisische Schönheit — es bildet sich um zum abscheulichsten Teufel; und dieser Teufel ist — der Mensch. — — Sieh da meine Wunden, wie noch mein Herz blutet — Sieh, wie ich zerfleischt bin — nicht die Krallen des Tiegers, nicht die Zähne der Wölfe zerfleischten mich; Menschenzähne waren es, und Menschenklauen — — daß ich ewig diese gräßlichen Szenen vergessen möchte! —

Ich drückte jeden, der Gottes Bildung an sich hatte, an mein Herz, und nannte ihn Bruder, und in den Umarmungen der Liebe stieß mir mancher den Dolch ins Herz. Ich theilte mein Vermögen mit den Unglücklichen, und die, deren Erretter ich war, stießen mich in Stunden der Drangsalen von ihren Thüren. Ich wusch mit Wein den Verwundeten, und verschwendete den Balsam zu seiner Genesung, und als mich durstete, reichte er mir nicht eine hohle Hand voll

Was-

Wassers zu meiner Labung. Ich kleidete den Nackten, und schützte ihn vor Frost, und er riß mir meine Kleidung vom Leibe, und jagte mich aus meiner Wohnung. — O Menschheit! — heiliger, beleidigter Name! — wo soll ich dich suchen! — —

Tröste dich, Unglücklicher! sprach Adolph, und drückte den Wilden an seine Brust, und netzte seine starre Hand mit seinen Thränen. So höre mich, fieng Edon wieder an, und lerne aus meiner Geschichte, was der Mensch ist, wenn er die Wege der Tugend verläßt.

Der Mensch kam gut aus den Händen des Schöpfers, und seine ganze Anlage ist zur Glückseligkeit. Eigenliebe und Interesse sind seine Triebfedern; diese führen ihn zum Guten, und auch zum Bösen, nachdem sie geleitet werden. Ueberläßt sich der Mensch seiner eigenen Leitung, so hat er einen Narren zum Führer, und er geht dem Abgrunde zu, denn seine Eigenliebe verblendet ihn. Der Mensch hat also eines Führers nöthig; Gott gab ihm diesen Führer, es war das innere Bewußtseyn vom Guten und Bösen. Diese innere Stimme, die im Herzen jedes Menschen ertönt, rief die Gottheit noch

deutli=

deutlicher dem Menschen zu, und zeigte ihm die Nothwendigkeit der Tugend, und die Nothwendigkeit der Sitten und der Religion.

Nur Sitten und Religion, mein lieber Adolph! bilden gute Menschen. Wo die Sitten weichen, wo die Religion sinkt, dort keimt das Laster empor, dort verwandelt sich das göttliche Eden, und Unkraut deckt die blühende Gegend. Gesetze von Königen sind zu schwach, um Menschen zu leiten, wenn sie ihr Herz nicht leitet.

Man spottet der Gewalt, vereitelt die Absicht, wenn nicht innere Gesetze die Richtschnur unsrer Handlungen sind. Was kann ein Held mit Millionen Leichen? Die lebende Kraft in jedem einzelnen Manne ist die Stärke der Armeen; so ists im jeglichen Staate. Die innere Tugend der Seele in jedem Bürger ist die Stärke, die zur Aufrechthaltung der Gesetze wacht; ohne sie ist der Staat ein todtes Wesen, das bald in Fäulniß übergehen wird. Wenn Religion und Sitten fallen, dann fällt das Wohl der Menschheit, das Interesse der Länder.

Wenn allgemeines Sittenverderbniß die Herzen verwüstet, dann kann der Ehrliche und Gutdenkende sehr wenig für seinen Fürsten und sein Vaterland thun; dann herrscht das Privatinteresse; jeder sucht sich nur zu bereichern, und seinen Vortheil aus dem Amte zu ziehen, in dem er ist; darinn liegt der Grund aller Unordnung. Nothwendig muß daß Privatinteresse von so viel Hunderten das Interesse des Ganzen durchkreuzen, und daher der Anfang der Widersprüche.

Ansehen, Macht und Reichthum zu erwerben, ist das Bestreben der meisten, und die allgemeinen täglichen Beyspiele sind zum Beweise, daß man sich um die Mittel nicht viel bekümmere, wenn man nur seinen Zweck erreicht. Jede Gelegenheit sucht man zu seinem Vortheil zu benützen, und mögen auch die Mittel so niederträchtig seyn, als sie wollen. Hier und da rotten sich also Gleichdenkende zusammen, und so entspringen eine Menge Faktionen. Jede hat ihre Anhänger, ihre Sklaven. Nun ist es für den ehrlichen Mann nothwendig, sich ein ganzes Studium aller dieser Faktionen zu machen, damit er nicht in der billigsten Sache das Interesse einer einzigen beleidige, denn sonst ist er mit

seinen besten Absichten verloren. Diese Lage setzt den gutdenkenden Mann in einen erbarmungswürdigen Zustand, und man muß viel Muth und Seelenkraft besitzen, um nicht muthlos zu werden. Es ist nothwendig für jeden Gutdenkenden, daß er den Charakter eines jeden studire, der Einfluß auf seine Stelle und Geschäfte hat; thut er das nicht, so wird er mit dem besten, wohlwollendsten Herzen unvermögend, die besten Entwürfe auszuführen.

Vorausgesetzt also, daß Privateigennutz die Triebfeder der meisten ist, denen es an Sitten und Religion fehlt, so kann man leicht urtheilen, daß alles beyträgt, um die Sache in Unordnung zu bringen; denn nur Unordnung allein ist die Stütze des Privatinteresse im Staate. Wo Unordnung herrscht, ist Finsterniß, und was kümmert sich der um das Wohl seines Köoigs, der keine Götter und keine Sitten kennt.

Denn hat man Lust, ein Bösewicht zu seyn;
so wird man, ist kein Gott, auch keinen König scheu'n.

Wer

Wer also Licht aufzünden will, oder Ordnung herstellen, der ist schon ein erklärter Feind der Faktionen; man macht ihm daher alle mögliche Hindernisse, um ihn zu ermüden, oder seine Versuche zu vereiteln.

Zu dieser Gesellschaft von eingennützigen Faktionen gesellt sich eine andere Truppe von Tagdieben und Müßiggängern. Diese fürchten durch einen thätigen Mann in Bewegung gesetzt zu werden, und sehen ihn daher als einen erklärten Feind ihrer Ruhe an. Seine Arbeitsamkeit ist immerwährende Beleidigung für sie, und ein ewiger Vorwurf ihrer Nachläßigkeit. Sie suchen daher den thätigen Mann lächerlich zu machen, und die Vorschritte seiner Arbeiten zu erschweren. Man sucht ihn nach und nach mit Arbeiten zu überladen, und macht ihn zum Lastthier der Geschäfte. In die Stelle der Aufmunterung tritt daher Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit, und diese befestigen die Herrschaft des Stärkern. Talente und Tugend werden unterdrückt, oder vergessen, weil Talente und Tugend nicht mehr erheben, sondern nur einige Menschen im Staate, welchen es nicht um nützliche Mitglieder, sondern nur um Sklaven zu thun ist, die

sie unbeschränkt zu Werzeugen ihrer Absichten brauchen können.

Dürftigkeit und Noth erwirbt den Mächtigern bald Anhänger, und jeder nimmt Zuflucht zu den Mitteln, die ihn erheben können. Der Niederträchtige erhebt den Niederträchtigen, der Eigennützige den Eigennützigen, und so werden die Stellen mit Menschen besetzt, die ihrer nicht würdig sind. Wie ein faulendes Aas seinen Gestank weit umher verbreitet, so verbreitet auch so ein Land ihre innere Gährung. Alle Insekten werden herbeygelockt, und mästen sich von dem Körper, der nahe seinem Verderben ist. Feinde werden aufmerksam, und suchen ihren Gewinn in der Unordnung. Sie erkaufen feile Menschen, und haben Miethlinge ihres Eigennutzes im Solde.

Diese Unordnungen sind wieder die Folgen des Verfalls der Sitten, lieber Adolph! du bist noch jung, kannst deinem Vaterlande, und deinem Könige dienen. Höre meine Stimme, und lerne die Menschen kennen, wie sie sind. Traue deinem guten Herzen nicht, und beurtheile nicht jeden nach selbem; dein edler Enthusiasmus würde

de dich hinreißen, und voll von Menschenliebe würdest du manchen an deine Brust drücken, der ein Ungeheuer ist. Im Stande der Natur gab der Schöpfer uns die Stärke zu unserer Vertheidigung; im gesellschaftlichen Leben ist Klugheit unsere einzige Führerinn.

Lerne die Menschen kennen, wie sie das Privatinteresse, und die Eigenliebe verunstalten, wenn Sitten und Religion aus ihrem Herzen fliehen. Du kennst das Gepräge von Gottes Ebenbild nicht mehr in unsittlichen Seelen, der reinste Funke der Menschenliebe ist in ihren Herzen erloschen; es herrscht nichts, als schändlicher Egoismus. Dieses schändliche Ungeheuer ist der Verfall der Staaten, denn es trennt den Menschen vom Menschen, den Unterthan vom Könige, den Bürger vom Bürger. Nur die Religion, mein lieber Adolph! — Die Aufklärer mögen entgegen sagen, was sie wollen — nur die Religion sucht dieses Ungeheuer in unserm Herzen zu stürzen; alle ihre Gesetze gehen auf Selbstverläugnung hinaus; unsere Selbstliebe zu bekämpfen, ist ihr Geboth, — und Herzen an Herzen zu binden. Wenn in einer Maschine, lie-

der Adolph! keine Verbindung der Theile ist, wenn jedes Rad, ohne dem andern Bewegung zu geben, nur für sich thätig ist, wie elend ist diese Maschine! — Es ist Zusammenhang, Zusammenkettung nöthig — und wer giebt diese mehr, wer verursacht sie kräftiger, als Christuslehre? —

So sind einmal die Menschen, Adolph! Ah, wie betriegt sich der gefühlvolle redliche Jüngling! der voll Wärme fürs Gute, mit offenem ungeheuchelten Herzen der Menschheit gut will — der jeden nach seiner redlichen Seele beurtheilt — jedem Wohlwollen fürs Ganze zumuthet. Ah, wie betriegt er sich! sieh mir ins Gesicht, Adolph! sieh meine hohlen Augen, meine runzlichte Stirne, die eingefallenen Wangen, in die der Gram diese tiefe Furchen grub — sieh mich an, ich war ein blühender Jüngling, froh war mein Auge, munter mein Blick. Nun bin ich einem Todtengerippe ähnlich, und die Menschen haben mich so verunstaltet. O möchtest du sie nie von der Seite kennen lernen, von der ich sie kennen lernte — oder aber ja, kennen sollst du sie; denn würdest du sie nicht kennen, so würden sie dich auch hinter-

tergehen und betriegen. Höre meine Geschichte:

Ich war 20 Jahre alt, als ich mich dem Dienste meines Vaterlandes weihte — Voll des edeln Enthusiasmus fürs Menschenwohl sah ich dann für den glücklichsten Tag meines Lebens den Tag an, der mich in Dienst des Staats aufnahm. Ich war als ein Praktikant bey einem Gerichtshofe angestellt.

Wer war nun glücklicher als Edon! Eine Reihe der herrlichsten Bilder malte mir meine Einbildungskraft vor, ich sah in meiner Phantasie den Unterdrückten beschützen, die Armuth erheben, und die Tugend belohnen. Gott! alles, was gut war, sah ich in meiner Einbildung, und sehr wenig in der Wirklichkeit. Ich sprach, was ich dachte, schrieb, wie ich fühlte, und erwarb mir eine Menge Feinde. Ich schmeichelte niemanden, kroch nicht, und beugte mich auch nicht. Da sah ich, wie alles vor mir vorrückte, wie alles Aemter und Dienste bekam, und Edon war vergessen.

Ich bildete mir ein, mein Fleiß, meine Arbeitsamkeit, mein Wohlwollen würden

den mich erheben, aber Edon ward immer vergessen. Da ereignete sich nun, daß man mir eines Tages die Tochter eines reichen Pachters des Königs, der volle Macht am Hofe hatte, zur Braut antrug. Man sagte mir, ich könnte durch dieses Mädchen mein Glück machen; das beleidigte nun meine Denkart, ich will das Glück eines Mädchens machen, sagte ich, und kein Mädchen soll das meine machen, meine Talente, meine Arbeitsamkeit sollen mich erheben, und nicht ein Weib. Zudem bin ich auch noch nicht fähig der Stelle vorzustehen, di e man mir durch Anheurathung dieses Mädchens anträgt. Ich muß mir ehevor noch mehr Kenntnisse, Erfahrungen sammeln. Alles lachte bey dieser Rede, und man nannte mich einen Sonderling, ich wußte noch nicht, daß die meisten Menschen nur um Dienste werben wegen der Einkünfte, und daß sie gar nicht denken, ob sie die Talente besitzen, die das Amt fodert. Ich liebte überdas auch noch ein armes, aber gutes Mädchen, und wollte dieses Geschöpf des Eigennutzes halber nicht verlassen: als ich dieses sagte, lachte man noch stärker. Nun, ich ließ die Thoren lachen, und schlug die Heurath aus.

Mitt=

Mittlerweile wurde mir eine wichtige Arbeit von einem Staatsmanne aufgetragen, der mir eine Bedienstung versprach, wenn ich sie bald und gut vollenden würde. Ich both allen meinen Fleiß auf, und das Geschäft war zu Ende.

Graf Sartoph, so hieß der Staatsmann, dankte mir höflich, und entließ mich mit vielen Komplimenten. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, aber er wußte nichts mehr davon, und als ich öfters kam, so ließ er mich allzeit gleich bey der Thüre abweisen. Endlich erfuhr ich, daß er bey dem Könige mein Werk für seine Arbeit ausgab, und zur Belohnung eine neue Charge nebst 1000 Louisd'ors zum Geschenke bekam, das fand ich unbillig.

Ich begehrte Audienz beym Könige, und sagte ihm ungeheuchelt ins Gesicht, daß des Ministers' Werk meine Arbeit sey, und daß es unbillig ist, daß er sich auf fremde Unkösten prahle. Man versprach mir die Sache zu untersuchen.

Bald erfuhr ich aber, daß man mich bey dem Könige als einen Wahnsinnigen abschilderte, und man wies mir eine Stelle

im Spitale an, und ich hätte bey meiner Seele als ein Wahnsinniger ins Spital müssen, wenn ich mich nicht noch zu rechter Zeit geflüchtet hätte.

So lange Graf Sartoph lebte, durfte ich mich nicht mehr in der Stadt sehen lassen. Endlich starb er, ich wagte es wieder, gieng, und wurde bey einem Marquis als Haussekretär angestellt.

Drey Jahre war ich bey dem Manne, der mich wie seinen Sohn hielt, er wurde aber krank und starb. In seinem Testamente gedachte er meiner, und vermachte mir ein Legat von 6000 fl.

Sein Vetter war ein reicher, geitziger Kauz, der mir das Legat nicht herausbezahlen wollte. Er ließ mich zu sich rufen, und both mir statt 6000 fl. 600 fl. an; als ich dieses Anboth nicht annehmen wollte, so erklärte er sich, mir gar nichts zu geben, und als ich ihm erwiederte, daß ich es durchs Recht fodern werde, so ließ er seinen Advokaten rufen, der so unverschämt war, mir ins Gesicht zu behaupten, daß er im Stande wäre, die Sache beym Gerichtshofe so zu verdrehen, daß den Ausgang dieses

Pro-

Prozesses weder ich, noch meine Kinder, noch meine Kindeskinder kaum erleben sollen. Diese Unverschämtheit empörte mich so, daß ich ihn einen Schurken hieß, worauf er mir in Instanti alle Niederträchtigkeiten ins Gesicht sagte, so, daß ich mich nicht mehr enthalten konnte, ihm eine Maulschelle zu versetzen.

Der Advokat stürzte bey der Maulschelle wie ohnmächtig zu Boden, und der Graf ließ mich sogleich als einen Todtschläger in Verhaft setzen. Nach einigen Tagen entließ man mich zwar, warf mir aber einen entsetzlichen Injurienprozeß an Hals, der mich aus Verdruß unter die Erde gebracht hätte, so, daß ich mich zu einem Vergleiche anerboth. Ich begehrte überhaupt nicht mehr als 2000 fl., der Graf ließ sich auch darauf ein, der Vergleich wurde errichtet, allein es wurde nicht in Erfüllung gebracht, ein neuer Prozeß ergab sich in Executione hierüber, und da ich Gerichts- und Advokatenkosten aus meinem eigenen Seckel zahlen mußte; so wurde ich der Sache überdrüßig, und ließ alles meinem Advokaten in Solutum übrig, und war froh, mit halber Haut der Gerechtigkeit zu entgehen.

Unmu-

Unmuthig über die Menschen verließ ich die Stadt, und gieng, ohne zu wissen wohin, weit von den Mauern fort, die so viele böse Menschen einschließen. Die Sonne stund am Mittage, da lagerte ich mich unter einer Linde, und sah von einer Anhöhe ins Thal hinab, wo der arbeitsame Landmann am Pfluge saß, und sein schwarzes Brod zum Mittagmahle verzehrte. Da ich so in tiefen Gedanken saß, kam ein ehrwürdiger Mann, er grüßte mich freundlich, und schien Antheil an meinem Schicksale zu nehmen. Ihr scheint nicht am glücklichsten zu seyn, fieng er an, und bat mich, ihm meine Lebensgeschichte zu erzählen. Ich that's, und der Mann versprach mir Unterstützung. Er war ein alter Freund des verstorbenen Königs, der dem Lande grosse Dienste geleistet hatte. Durch sein Ansehen, und seine Verwendung bekam ich bald am Hofe eine Charge, der Sold war zwar gering, doch hinlänglich, sich allein durchzubringen. Ich dankte meinem Gutthäter aus warmen Herzen, den ich aber bald verlor, denn er starb in kurzer Zeit, bedauert von vielen Unglücklichen.

Mein

Mein Mädchen, das ich einst liebte, war noch in der Stadt, und weil ich glaubte, daß ein Mann ewig lieben müsse, so war ich noch meiner Rosine so treu, als ich je war.

Man sagte mir zwar, daß, mittlerweile ich im Elende war, mein Mädchen sich um viele Heurathen solle beworben haben, allein ihre Liebhaber hätten sie immer sitzen gelassen.

Ich hielt dieses Vorgeben für eine verläumderische Lüge, denn ich bildete mir ein, Rosine würde meine Hand nicht um ein Königreich vertauscht haben. So eine edle Meynung hatte ich von dem Frauenzimmer, als ich zur Rosinen kam, war ich Edon wie zuvor. Noch immer Rosinens Freund, noch immer ihr feuriger Liebhaber. Rosine gieng bereits in das dreyßigste Jahr, ihre Reitze verblühten, aber Edon achtete dieses alles nicht, und liebte Rosinen, wie am Tage, als er sie zum erstenmale sah.

Mädchen möchten gern versorgt seyn, auch Rosine drang in mich sie zu heurathen, ich machte ihr Vorstellungen entgegen, sagte ihr mein weniges Einkommen, die Beschwernisse

nisse von Anwachs der Familie, und vertröstete sie auf bessere Zeiten.

Rosine aber hörte die Sprache der Vernunft nicht. Du liebtest noch nie, sagte sie, ich habe meine besten Jahre versäumt, bin unglücklich geworden, und Deiner wegen, wenn Du je glaubst, daß Du meine Ehre je etwas einer Person schuldig bist, so gieb mir Deine Hand, die ganze Stadt wußte, daß Du mich liebtest. Der Umgang mit Dir entfernte jeden ansehnlichen Werber, nun hast Du keine Entschuldigung mehr, Du bist bedienstet, dein Einkommen ist wenig, aber Häuslichkeit wird das Deine erhalten, und meine Arbeitsamkeit wird es vermehren. So sprach Rosine, und weinte. Nun machte sich mein Herz Vorwürfe, ich glaubte unedel an ihr gehandelt zu haben, und gab ihr meine Hand.

Rosine war nun mein Weib, ich hoffte die Freundinn meiner Tage, und die Gefährtinn meines Lebens auf dieser Wanderschaft an ihr zu finden, aber ich betrog mich sehr.

Als Rosine Weib war, entlarvte sie sich bald. Koquetterie war ihre Sache,

und

und ich Unglücklicher ward bald tief in Schulden gesetzt. Kein Tag vergieng, in welchem sie mir nicht Vorwürfe über meine Armuth machte, und wenn ich ermüdet von meiner Arbeit zurückkam, so verbitterte sie mir die Stunden meines Lebens.

Bitten und Vorstellungen waren bey Rosinen vergebens. Endlich fügte sich das Schicksal, daß sie sich an einen Fremden hieng, und mich verließ.

Niemand ward glücklicher als ich, ich brachte meine Sache bald wieder in Ordnung, bekam auch nach einigen Jahren die Nachricht von Rosinens Tode, die in einer elendesten Krankheit in einem öffentlichen Mädchenshause verstarb.

Nun war ich wieder frey und ledig, und konnte mich nicht mehr zur Heurath entschließen, denn seit Rosinens Entwicklung hatte ich nicht die beste Meynung vom Frauenzimmer. Ich weihte mich ganz der Arbeit und meinen Geschäften, und zeichnete mich bald durch meine Fähigkeiten unter Tausenden aus. Meine Arbeiten machten mich dem Könige bekannt, und man suchte mich aus dem Dunkel hervor, und brauchte mich zu verschiedenen Geschäften.

Nie-

Niemand schien sich aber mehr als Freund gegen mich auszuzeichnen, als ein gewisser Seton, ein Mann von Ansehen und Gewicht, der seine Absichten hatte, daß er mir seine Tochter zum Weibe geben wollte.

Ich kannte Setons Annette, sie war ein Mädchen nach der Mode, die einen Mann wollte, um mehrere Freyheit zu haben, und der der Deckmantel ihrer Thorheiten seyn sollte. Schon beym Gedanken schauderte ich zurück, und erklärte mich kurz, daß ich nicht mehr heurathen wollte. Diese Erklärung beleidigte den Seton, und seit dieser Zeit her war er mein geschworner Feind, und suchte jede Gelegenheit mich zu verfolgen. Ich lachte über seine Feindschaft, erwies ihm Gutes, und beschämte durch Gefälligkeiten seine unedle Denkart.

Es giebt aber Leute, denen selbst Wohlthaten Beleidigungen sind, und unter diesen war auch Seton, als er sah, daß Gewalt wider mich nichts vermochte, dachte er auf List, und nahm die Larve der Freundschafter.

Bald ereignete sich aber, daß mir mit dem nämlichen Seton der König ein Geschäft

in seinen Angelegenheiten übertrug. Seton war im Herzen übel gegen seinen König gesinnt; er war vom Gegentheile bestochen, und bereit, die Rechte seines Königs zu verkaufen. Nothwendig war ich also ein Hinderniß seiner Absicht. Er sah zu klar ein, daß ich mich seinen Arbeiten entgegen setzen würde, wenn das Interesse meines Königs Schaden leiden sollte.

Was war zu thun? Wenn Privateigennutz herrscht, höret Freundschaft und jede Pflicht auf: so war es auch beym Seton. Sein Bemühen gieng nur dahin, sich einer Last zu entledigen, die seinen Eigennutz in Schranken hielt. Niederträchtige hängen sich bald an Niederträchtige. Man zog Grössere mit ins Verhältniß, und die Kabale war bald so groß, daß ich ein unbedeutender Wurm war. Als ich die Sache entdeckte, da sprach ich mit Wärme für die Rechte meines Königs; man verlachte mich aber, und wußte Wege zu finden, den König zu bethören, und mich verdächtig zu machen. Ich fiel in Ungnade, ward bald meiner Aemter entsetzt, wurd verachtet, verspottet. — Ich wollte zum Könige, aber alle Wege waren mir abgeschnitten.

Ich kam zu Seton, foderte mein Geld, das ich seinem Sohne vorgestreckt hatte, aber man läugnete mir es, und stieß mich als einen Bettler zur Thüre hinaus. Ich flehte die Gerechtigkeit an, aber man foderte schriftliche Beweise, und diese hatte ich nicht. Ich gieng zu denen, welchen ich in meinen guten Umständen wohlthat, sie verschlossen mir aber ihre Thüren, ich weinte, und keine Seele trocknete meine Thränen. Nur dort und da hatte ein Armer mit mir Erbarmniß, der aber selbst ärmer als ich war, und dem ich keine neue Last seines Elendes seyn wollte. Ich verließ die Stadt, und floh in diese Einöde, und bringe nun mein Leben unter wilden Thieren zu, wo ich sicherer, als unter Menschen, bin.

Vergebens drang Adolph in den unglücklichen Edon, er konnte ihn nicht überreden, wieder unter die Menschen zurück zu kehren. Die Nacht war bereits vorüber, und der Morgen grauete schon, als Edon den verirrten Adolph wieder zurück bis auf die Heerstrasse führte. Merke meine Lehren, waren Edons letzte Worte, und ehe sich Adolph versah, war Edon schon weit fort, und vergebens suchte er ihn mehr einzuholen.

Adolphs

Adolphs natürliche gute Anlage bildete aus ihm einen Menschen, der nie zur Lüge und zum Betruge aufgelegt war, der aber sein Leben durch genug belogen und betrogen wurde.

Oft erinnerte er sich an Edons Lehren, allein ein unbesieglicher Hang nach Ehre und Ruhm schlossen seine Augen, und er war blind zu den Fehlern des gesellschaftlichen Lebens. Sein gutes Herz stellte ohngeachtes des Bildes, das ihm Edon von Menschen machte, sich die Menschen immer besser vor, als sie waren. Er glaubte an Liebe und Freundschaft, auf Uneigennützigkeit und Patriotismus.

Die Thoren der Gesellschaft in tausendfärbigen Kleidern, vermummte Höflinge und Bösewichter incognito suchten den guten Adolph auf, und befanden sich treflich in seiner Gesellschaft. Er ward betrogen und angeführt, bestohlen und hintergangen, bis endlich in seiner Seele der Gedanke aufwachte: Der arme Edon hatte doch nicht so ganz unrecht.

In seinem vierzigsten Jahre verließ er den Hof, und zog sich auf sein Landgut zu-

rück, und suchte im Schooße ländlicher Freuden Erholung für seine müde Seele. Man hörte seinen Entschluß in der Stadt, und man spottete seiner, aber Adoph kränkte der Spott nicht mehr, denn all jene täuschenden Blendwerke menschlicher Größe verschwanden vor seiner Seele, wie der Nebel bey den Strahlen der Sonne.

Adolph lebte auf seinem Gütchen vergnügt, und kümmerte sich wenig mehr über den Nachklang seines Entschlußes in der Stadt, wo man ihn als einen Menschen ausschrie, der den Verstand verlor, weil er sich in der schönsten Blüthe seiner Jahre lebendig vergrub.

Adolph nannte sich nun den Glücklichsten der Menschen, daß er frey von Menschen und Menschentyranney mit sich selbst leben konnte. Er selbst war sich die ganze Gesellschaft, und der Hufen Landes, worauf er stund, die ganze Welt. Es eckelte ihm vor den hie und da zusammgerotteten Haufen verfeinerter Städter, die man gute Gesellschaften nennt, und bey dem Gedanken an Menschen, die ihre Krötenseele in Gold und Purper einwickeln, schauderte er noch zurück, wie der scheue Wanderer

in

in Afrikas Wüsten, wenn er von ferne eine Schlange zischen, oder das fürchterliche Gebrülle des reißenden Tygers hört. Reitzender als alle Pracht der Städte dünkte ihn itzt die Natur selbst in ihrer fürchterlichen Wildheit. Welche elende Tändeley ist der Stolz der Paläste der Grossen, die über die niedrige Hütte des unterdrückten Armen emporragen, gegen die Majestät eines Felsengebirges, das seine Krone mit einem Wolkenschleyer umhüllt! wie lächerlich däuchte ihn itzt die Macht eines Menschen, wenn er die Allgewalt der Schöpfung betrachtete, den tobenden Sturm brausen hörte, und das Krachen des Donners die Berge erschütterte!

Adolph war nun nur mehr der Schüler der Natur; nur dieser gehorchte er; er lauschte auf jeden ihrer Winke, die allein seine Gesetze waren. Sie lehrte ihn den jungen Strauch, den er in seinem Garten gepflanzt hatte, vor der versengenden Sonnenhitze zu bewahren, seine zarten Wurzeln mit Erde zu bedecken, und sie stets frisch zu erhalten, bis ihre Rinde stark genug war, das Ungemach der Witterung zu leiden, und sie Saft genug von dem neuen

Boden eingesogen hatte, und so der Stengel neue Sprossen trieb. Ein Blumenbeet, darinn die reitzendste Harmonie der Farben und der Gerüche war, lohnte mit entzückender Wonne seiner Mühe, die er auf ihre Pflege verwendet hatte. Er konnte die Früchte seiner Hände nie ansehen, ohne daß sich seine Seele nicht durch die Reitze einer so süssen Hofnung weit über alle Freuden der Menschen erhob.

Einst, als er eben beschäftigt war, seine Blumen zu begießen, kam Kleon, einer seiner alten Freunde von Ohngefähr; er erblickte kaum den geschäftigen Adolph, als er verwunderungsvoll stehen blieb, und ausrief: — Götter! so überzeuge ich mich denn mit eigenen Augen von der Wahrheit des Gerüchtes, das ich in der Stadt nie glauben konnte! Du bist also wirklich zum einsiedlerischen Misantropen geworden! —

Adolph umarmte ihn, und sagte lächelnd zu ihm: Guter Kleon! Du hast Unrecht, wenn Du mich bedauerst. Ich und mein Gärtner sind hier die glücklichsten Menschen, die Du je finden kannst. Wir haben kein Bedürfniß, keinen Kummer, keine Sorge; wir kennen hier nicht den wüthenden

den Schmerz, der in dem Busen des unglücklichen Städters raset, und nicht die Leiden, die das Herz der unterdrückten Tugend, der verfolgten Unschuld foltern. Aber ihr Menschen, in den grossen glänzenden Zirkeln der Städte versammelt, seyd immer gewohnt, nur nach der Außenseite zu urtheilen, und nach der kann ich Dir vielleicht mitleidswürdig scheinen. Nicht wahr, mein von der Sonne schwarz gebranntes Gesicht, die braunen, mit Koth bedeckten Hände, und die Blöße meiner Schultern, die keine Seidenstoffe, und kein Goldstück vor euern eckeln Augen deckt; mein zerstreutes, fliegendes Haar, das kein müßiger Künstler aus eurer Stadt in unnatürliche Locken gekräuselt, gepappt, und gepudert hat; mein rauhes, bärtiges Kinn, das von eurer Stutzer Milchgesichtern zu sehr absticht — der Schein nur, von meinem Zustande, der Dir der schlimmste dünkt, bewegt Dich zum Mitleiden, oder vielleicht auch zur Verachtung, denn verachten seyd ihr eher gewohnt, als bemitleiden, und vertauscht den Namen der Empfindungen.

Himmel! was bist Du für ein mürrischer Menschenfeind geworden! rief Kleon;

Du

Du, der gefälligste Menschenfreund — Du, einst der beneidenswürdigste Liebling der Grazien! Was soll ich nun, wenn ich in die Stadt zurückkehre, den Schönen von Dir sagen, die Dich vermissen, und derer zärtliche Klagen Dich zurückrufen?

Mit der ruhigsten Miene, und einem sanften Lächeln nahm Adolph seinen alten Bekannten bey der Hand, und führte ihn auf den nächsten Rasen, einem niedlichen Blumenbeete gegenüber, wo er ihn sich setzen hieß. Geduld, sagte er, mein lieber Kleon! ich will Dir alles enträthseln. Willst Du so gut seyn, und da mit mir ein mäßiges, aber gesundes, Mittagmahl erwarten? Für heut mußt Du Dir es schon genügen lassen.

Vorerst, mein Lieber! laß mir das Wort, Menschenfeind, weg; ich bin itzt nichts weniger als das. Ein Timon ist der Feind aller Geschöpfe, die seinen Namen tragen, und ich bin gewiß nicht unter den Menschen, um sie zu hassen. Ich hatte niemals Anlage genug, niemals so viel Galle dazu. Sieh mich vielmehr für einen Blindgebornen an, den ein künstlicher Augenarzt das Tageslicht wieder erblicken ließ.

Der

Der Glanz der Sonne, wovon er noch nie den Begriff hatte, verblendet das schwache Auge, und nur nach und nach kann er anfangs das Tageslicht ertragen: aber bald lernt er die Entfernung der Gegenstände kennen, berechnet sie sogar mit einem richtigen Augenmaße; kennt die Gestalt jedes Körpers, und seine ihm eigne Farbe. Das ist kurz auch meine Geschichte. Mein Augenarzt ist die Zeit, und das Licht ist die Vernunft, die ich nicht einmal zur Hälfte gesehen habe.

Mag mich immer die Welt einen philosophischen Schwätzer nennen, einen Thoren, einen verdrüßlichen Murrkopf, und Menschenfeind; ich bin keiner von diesen. Ich hasse die Menschen nicht, weil ich sie fliehe, und zürne auf die menschliche Gesellschaft nicht, weil ich nicht Theil nehmen kann. Alles, was man von mir sagen kann — mit dem einzig passenden Ausdrucke, ist: Ich habe mich selbst wieder gefunden, bin wieder aus dem Labyrinthe menschlichen Unsinns zu mir selbst zurückgekehrt, habe richtigere Begriffe von Welt und Menschen, und sehe nun die Dinge in einem ganz andern Lichte, als vormals.

Mit einem liebenden, gefühlvollen Herzen geboren, erzogen im Schooße der Unschuld und der Liebe edler Menschen, liebte ich die Menschen alle gleich, und mein Herz war jedem offen, der sich mir nahete, und so mußte ich freylich meinem unerfahrnen Herzen manches Opfer bringen. Ich hatte mir die erhabensten Ideen, die schönsten Traumbilder von meinem Glücke gemacht; und nur zu oft mußte ich sie gegen die Gewißheit des Menschentrugs, der Unbeständigkeit, und der Verrätherey vertauschen. Ich hatte meinen ganz eigenen Geschmack, und ein ganz eigenes Herz, das mich weit von dem größern Theile der Menschen unterschied, und ich dachte und handelte also nicht nach der Mode, wie dieser. Ich glaubte endlich unter dem schwächern Theile der Menschen, — in Geschöpfen, die einen feinern Körperbau, und feinere Nerven haben, auch edlere Seelen zu finden. Ich liebte, und die Mädchen sprachen mit mir von Liebe, die sie nie fühlten. Ich wurde von allen betrogen; denn sie fanden an mir, was ich an ihnen vergebens suchte, und das hätte nicht seyn sollen. Endlich wurde ich auch von dieser Seite belehrt, daß der gefühlvolle, edeldenkende

Jüngling nichts für sein Herz in den Städten findet; überall, wo er Tugend sucht, heißt ihn das Laster willkommen, und unter dem Namen Liebe begreifen sie die abscheulichsten Gelüste. Auf diese Art entfesselte ich mich auch von einem der stärksten Bande dieser Gesellschaft ohne Zwang; ich warf leicht eine Kette von mir, die ihr Sklaven küßt, die euch so kostbar ist; der einzige Gedanke an die Achtung, die ich meinem Herzen von mir selbst erhalten wollte, war im Stande, mir alle eure Schönen so gleichgültig zu machen, daß selbst das Feuer aus den Augen der ersten eurer Göttinnen den Frost in meinem Herzen nicht aufthauen würde.

Fast eben so fand ich mich auch in meinen Freunden betrogen, und noch kränkt es mich, wenn ich mich an jene erinnere, die ich einst meine Freunde nannte, und es so wenig waren. Ich habe nicht einen einzigen Menschen gefunden, der sich nicht nach jedem dritten Worte meinen Freund nannte, und vielleicht nie weniger an Freundschaft dachte, als eben, da er mir sie anboth. Aber dem Himmel sey Dank! ich habe mich auch aus diesem gefährlichen Wirbel gerettet,

tet, der mich gewiß verschlungen hätte, wenn nur eine der süssen Hofnungen, womit mir glattzüngige Freunde schmeichelten, zur That gereift wäre. Ein gewisser Schriftsteller — ich erinnere mich seines Namens nicht — verglich die Hofnung mit der Milch, die in einiger Menschen Magen gerinnt, und der muß ganz sicher ein Schüler der Erfahrung gewesen seyn, der so, wie ich, aus den süssen Träumen der Hofnung zur Wirklichkeit erwacht ist. Lange verdaut' ich diese Nahrung, aber endlich wurde mein Magen zu schwach dazu, und meiner Gesundheit zu Liebe gab ich sie auf. Ihr habt so verächtliche Leute im Schooße eurer Städte, und so viel Niederträchtige, daß man nothwendig durch Länge der Zeit, und die vielen vergeblichen Versuche auf ihr Herz gezwungen wird, sie zu fliehen. Ich konnte nichts bessers thun, als mich mit der goldnen Mittelstrasse begnügen — ferne von Freunden und Feinden, von Schmeichlern und Betriegern ein mittelmäßiges Glück in der Gesellschaft meines eigenen Ichs zu genießen. Und wirklich, Kleon! habe ich dieses Glück gefunden; die Mäßigkeit meiner Gelüste ist ein wahrer Reichthum, den mir nicht die Hand des Neides raubt, und

um den mich nicht der schmeichelnde Mund eines falschen Freundes belügt.

Ich habe mir daher vorgenommen, mich nie mehr in meinem Leben mit unverdienten Erkenntlichkeiten gegen sogenannte Freunde zu erschöpfen, und meine Tage unter vergeblichen Bitten, und zeremoniellen Dank, den man für jedes Nichts hingiebt, unter langwierigen Hofnungen, und beschämenden Abweisungen hinzubringen. Wirklich werden selbst meine Freunde bey diesem Versatze gewinnen, indem sie an mir einen ewigen Vorwurf ihrer leichtsinnigen Verheissungen, und ihrer trägen Dienste vor Augen hätten.

Ach! erwiederte Kleon, ich dachte es wohl; nun hast Du Dich bloß gegeben. Du bist bös auf deine Freunde. Nein, erwiederte Adolph, ich zürne auf Niemanden. Meine Freunde sind auch Menschen, und Menschen sind nun schon einmal so. Die Freundschaft ist so was Edels in der Menschheit — hat so viel Reitzendes, ist selbst dem gefühlvollen Herzen so unentbehrlich, daß man nicht schmerzlicher den Pfeil der Liebe aus der blutenden Wunde reißen kann, als man den Gedanken an Freundschaft aus dem Herzen bannt. Ich möchte beynahe sagen, um auf die Freundschaft Verzicht zu thun,

muß

muß man auch der Menschheit entsagen — ein schaudernder Gedanke! — und doch, o Kleon! ist es so.

Wie selten ist der Fall, daß man dem würdigen Freunde — dem Menschen, der unserer Liebe und Achtung am meisten werth ist — mit seinen Kräften dient, gegen die unzähligen Fälle, wo uns ein bübischer Schlaukopf zum Lastthiere seiner Bequemlichkeit macht, unser Herz mit den feinsten Kunstgriffen täuscht, und unsere Vernunft am Narrenseile des guten Willens fortschleppt! — — Ein schlechter, niedriger Bube weis uns von so vielen Seiten zu packen, daß er alles, was wir ihm anfänglich auf sein gerades Begehren abschlagen würden, zuletzt von uns erhält.

Die Grossen, wenn sie fallen, sind in ihrem Sturze weniger des Falls wegen, als wegen der Undankbarkeit ihrer Freunde unglücklich, die sie einst im blühenden Glücke mit Wohlthaten überhäuft haben, und die nun die ersten sind, die mit Heuchlerlippen die Hand küssen, die ihre Wohlthäter schlug.

Kannst Du mich nun auch noch über diesen Punkt verdenken, lieber Kleon! wenn ich mir so gar nichts mehr aus dem Glücke mache? Ich versichere Dich, in meiner neuen Lebensart ist es mir itzt so höchst entbehrlich, daß ich ungerecht handeln würde, wenn ich noch einige Ansprüche auf jene machen wollte, die mir einst mit der eiteln Hofnung ihrer Gnade und ihres Schutzes schmeichelten. — — Unterbrich mich nicht, lieber Kleon! mit einem Einwurfe; ich lese Dir aus den Augen, was Du sagen willst.

Du zweifelst an der Festigkeit meiner Gesinnungen; es sind nur Worte, denkest Du Dir; der Mensch kann nicht so kaltblütig auf das Glück Verzicht thun. Aber höre! Ich weis selbst wohl, man verachtet nur das Laster zur Zeit, wo die Leidenschaften in unserm Herzen schweigen: aber ich sagte Dir ja schon, daß ich mir von allem bessere Begriffe angenommen habe. Ich war auch einst, wie Du, in dem falschen Wahne, daß das Glück die Sicherheit unsers Wohls ausmache; aber wer muß sich nicht vom Gegentheile überzeugen, wenn man mehr als tausendmal sah, daß es viel sicherer ins Verderben führt, die Gesundheit untergräbt,

zu den Ausschweifungen des Luxus, zur Thorheit und den Albernheiten des Stolzes verleitet, das Herz des Menschen härtet, und ihn unmenschlich macht? — und wer ist denn nicht stolz auf sein kleines Gütchen, das man niemanden schuldig ist, das uns weder des Höflings Gnade, noch die Gunst der Favoritinn kostete, wofür man weder Ungestüm noch Schleichwege anwenden muste, und das uns glücklich vor den Gefahren schützet, der ich eben erwähnt habe.

Wohl! nahm Kleon das Wort, Du verachtest die Reichthümer; das ist mir nicht neu. Nie dürstete Dein Herz nach Gold — aber es brannte für edlere Wünsche. Hast Du auch die Flamme in Deinem Herzen vertilgt, die einst in Deinem Busen für Ruhm und Ehre loderte? — Willst Du deinen großen Geist in diese kleine Einsiedeley einzwingen, und dein edels Genie, auf das Du so viele Pflege verwandtest, soll hier unter der Presse der unerträglichsten Einförmigkeit ersticken — soll sich nicht weiter erstrecken, als über die Bäume, die Du pflanzest, und die Blumen, denen Du wartest? — Freund! wie grausam bist Du gegen dich selbst! Du hast deinen Geist zum Sklaven deiner übeln Laune gemacht.

Ja, lieber Kleon! die Ehre — die Ehre machte mich vor einiger Zeit zum blinden Thoren. Lange täuschte mich ihr falscher Schimmer, blendete das schwache Auge des Sterblichen, und zog endlich ein dickes Fell vor, das mir bis itzt den Anblick des Lichtes raubte. — Ha! die Ehre — ein rauschendes, leeres Wort! — — Ich trat auch einigemal als Fremdling in den Tempel der Ehre, und sah die stolzen Günstlinge der Göttinn im festlichen Schmucke versammelt. Da sah ich verstümmelte Helden auf Krücken gestützt, die ihren Arm oder Bein unter den übrigen Trophäen hängen hatten, die den Tempel verzierten. Die Siegeslorber, die ihre verwundeten Häupter deckten, träuften vom Blute der Erschlagenen. Mit wildem Stolze sah ihr flammendes Auge auf die blutende Wunde, und ein neidischer Blick verfolgte den Glücklichen, der Tausende mehr gemordet hatte, und daher näher um eine Stuffe am diamantenen Throne des Eroberers stund, dem von Zeit zu Zeit die Priester der Göttinn das schäumende Blut der Nationen in goldenen Vasen reichten, und das nie seinen Durst sättigte.

Ich sah Menschen mit Gold und Purpur überzogen, und mit Indiens köstlichsten Steinen geschmückt, die wie ein Sternenheer am nächtlichen Himmel funkelten. Aber — o Gott! welch ein schaudernder Anblick; — die einen brachten der Göttinn das Elend der Menschheit zum Opfer, und in köstlichen Schalen tranken sie die Thränen der Unglücklichen. Die heiligsten Rechte der Menschheit lagen auf dem Opfertische in einem goldenen Kästchen, und Vorurtheil und Unwissenheit hatten des Despotismus unverbrechlichen Zaubersiegel darauf gedrückt. Viele andere stunden müßig da, wie prächtig gekleidete Comparsen, und waren stolz auf das Glück, als kostbare Statuen im Tempel der Ehre zu stehen. Es waren solche, die weder Gutes noch Böses für die Menschheit thun, weder das Schwert ziehen, noch das Staatsruder führen durften, um hier einen Platz besetzen zu können; Zufall und Geburt führten sie selbst dahin, wo sie stunden. Ich hörte oft Neugierige, die die Seltenheit des Anblickes, wie mich, hingezogen hatte, fragen, was denn dieser Theil privilegirter Menschen da zu bedeuten habe, und Niemand wußte, unter welchem Namen sie da wären. Ich

dachte mir immer: bloß der Verzierung wegen.

Mein lieber Kleon! was soll man sich so viele Mühe geben, um auf einer Liste zu stehen, wo einst die Wahrheit alle die Nåmen wegwischen wird, daß vielleicht nicht Einer stehen bleibt! —

Und was soll ich Dir erst von den unzähligen Verdrüßlichkeiten sagen, die der Unglückliche erfährt, der sich in den Cirkus der Gelehrten wagt? Die Laufbahn der Wissenschaften ist schon der Streitkunst wegen verdrüßlich, in der man sich unablåßig üben muß, um sich hinlånglich gegen Cabale und Neid zu vertheidigen. So bald sich ein junges Talent unter die Schaar der veteranen Gelehrten mengt, sich emporstrebt, und hervorthun will; wirklich grosse Hofnungen von sich blicken låßt, das ihm billige und unparteyische Månner nicht absprechen, so wird gewiß dieser junge Mann von allen verfolgt, und alles bemüht sich, ihn im ewigen Kampfe zu ermüden. Er wird immer erhoben und immer gedemüthigt, und ist immer der Gegenstand der gröbsten Beleidigungen von Menschen, die einen vollen Kopf und ein leeres Herz haben — die ohne

Erziehung, ohne Bildung in ihren Schulen zu pedantischen Gelehrten erwachsen sind. In ihren Gesellschaften und Schriften reden sie von ihm als einem Unwissenden, einem Thoren; låstern seine Arbeiten jåmmerlich herunter, und nehmen sogar die Verlåumdung in Sold, um auch noch seinen Charakter verdåchtig zu machen. Soll ich eine Bahn betreten, Kleon! die mir die besten Freuden des Lebens rauben, mich vor der Zeit in das Grab stůrzen wůrde? — —

Aber, sagte Kleon, Du redest immer nur von einigen Unannehmlichkeiten der Gesellschaft, die Dir vielleicht die beschwerlichsten zu seyn scheinen; und nie von ihren Vortheilen. Nur einen zum Beyspiele: der Umgang mit Grossen — — Halt! rief Adolph, welche elende Talente bahnen nicht manchem Schwåtzer den Weg zu dieser eingebildeten Ehre — — sicherer noch, als wahre Verdienste! — —

Wahr ist es, ein Großer, der uns durch åchten Seelenadel unsere Achtung abdringt, ist sehr groß in meinen Augen; aber wie wenig giebt es solche! — — und doch, so wie sie itzt immer sind, und seyn mögen, hat die Menschheit ungleich weniger von ih-

nen

nen als von ihren Nachfolgern zu befürchten. Ich zittere für die Menschheit, wenn ich an die künftige Generation denke: Was sind unsere jungen Leute! — welche Sitten!! — Ihr Herz ist nur von sich selbst eingenommen — verdorben von Ahnenstolz, und Ausschweifungen fähig, die die Menschheit selbst beleidigen. Ihr Kopf ist leer von reellen Kenntnissen, und die Stelle gesunder Begriffe haben Vorurtheile über Stand und Würde eingenommen. Moden erfinden, den Bon Ton in Gesellschaften angeben, Lustpartien aussuchen, und einem ehrlichen Mädchen durch fade Witzeleyen die Wange röthen, ist das Studium von vielen. Und wenn es nun ein Vernünftiger wagt, unter sie zu treten, und ihnen die Wahrheit zu sagen, so wird er verlacht, und ist ein Glück für ihn, wenn er mit einem muthwilligen Spotte davon kömmt. Die nützlichsten Wahrheiten heißen ihnen Gemeinplätze, und gute Grundsätze unsrer Väter, Vorurtheile, weil sie ihren Ausschweifungen im Wege stehen. Das ist die herrschende Modesprache der Gesellschaften. Dabey krammt alles seine Philosophie aus.

Ein

Ein Knabe, der noch ängstlich den Schulschweiß von der Stirne wischt, tritt gravitätisch vor die Herrn und Damen hin, spricht von Philosophie, von Voltaire und Helvetz, die er gelesen, und nicht verstanden, noch weniger verdaut hat. Ein anderer hat einmal den Namen Bayle gehört, und nun kann er nicht fertig werden zu rühmen, was Bayle — — für ein Bayle ist. Und die Philosophie, womit unsere Katheder-Männer so groß thun — was nützt sie der Menschheit? — Sie kömmt in dem feinsten systematischen Gewebe aus dem Kopfe, und geht nicht zum Herzen. Da bin ich, mein Freund! mit Cicero verstanden.

Volksphilosophie, diese einfältige Philosophie, die mehr bemüht ist, dem Menschen seine vorzüglichsten Pflichten liebenswürdig zu machen, als sie in einem künstlich zusammgesetzten Gebäude, das der Stolz des Authors ist, zusammzufassen, und ins Kleine zu detailliren — Volksphilosophie, Freund! ist die einzige, die immer der Menschheit nützlich — Bedürfniß seyn wird; an diese nur will ich mich künftig halten troz unserer feinen tiefen Denker, unserer starken Geister, die wenigstens gewiß der

Gesell-

Gesellschaft unnütz sind, wenn sie ihr nicht schaden.

Nun, Kleon! denke ich, sollst Du mich ganz kennen, und so, wie Du mich hier gefunden hast, kannst Du mich auch jenen schildern, die Dich abgeschickt haben, mich auszuforschen. Und Dich mitzunehmen, erwiederte Kleon schnell. Mein Wagen steht für Dich in Bereitschaft. Komm, und laß uns der erwartenden Stadt zueilen. Wie neu, wie schön wird Dir die Stadt wieder scheinen; — um wie viel reitzender werden Dich unsere Schönen wieder finden — welch ein Vergnügen für Deine Freunde, die Du so unerwartet überraschen wirst — und welch ein Triumph für mich, der mir unendlich viel Ehre bringen wird! — — Leb wohl, Kleon! sprach Adolph, ich höre wirklich schon Deinen Wagen rollen. Ich will unterdessen unter dieser Jasminlaube den Balsamduft einathmen, den mir ein freundlicher Zephir von jenen Wiesen herweht, und den Anblick dieses prächtigen Schauspiels genießen, das mir diese Wolken da anbiethen, die die Sonne umgeben, und sich bald in einer andern Gegend ausgießen werden.

Unbeweglich war Adolphs Entschluß. Sein Herz war des Eckels an den Städten zu voll, als daß es ihn noch nach ihren betriegerischen Freuden hätte gelüsten können. Kleon lächelte noch mitleidig herab, hüpfte in seinen Wagen, und verschwand bald aus des ländlichen Adolphs Augen.

Kaum waren einige Tage nach dieser Begebenheit verflossen, als Adolphs Freunde in der Stadt einen neuen Versuch auf ihn unternahmen, und Adolph eine weit gefährlichere Prüfung auszuhalten hatte. Eine junge Unbesonnene, die er schon fast geliebt hatte, und die an dem glücklichen Erfolge ihrer Absicht gar nicht mehr zweifelte, wurde ihm zugeschickt. Sie both all ihren Künsten auf, und die feinsten Buhlkniffe wurden angewendet, um ihn in ihr Netz zu ziehen; aber alle Versuche mißlangen, und seit der Zeit galt Adolph in der Gesellschaft für einen unheilbaren Kranken, und auf seinem Landgute für den biedersten, sanftesten und menschenfreundlichsten Mann von allen denen, die seit einem halben Jahrhunderte Besitzer davon waren.

Es ist eine herrliche Sache um die Einsamkeit, aber man muß auch jemanden haben,

ben, dem man in Stunden der Wonne sagen kann, wie glücklich man sich dabey befinde. Das ist nur guten Seelen eigen, daß sie kein Wohl, keine Freude allein genießen können. Auch Adolph fühlte dieß Bedürfniß, und es kümmerte ihn nicht wenig, wenn er dachte, daß er vielleicht nie mehr eine Freundinn finden werde, die würdig ist, daß sich sein Herz ganz an sie hänge, denn er hatte sich gänzlich dieser süssen Hofnung begeben. Aber Adolph war hierinn glücklicher als er's dachte. In seiner Nachbarschaft lebte eine junge Wittwe, schön und liebenswürdig. Schon im zweyten Jahre ihrer Ehe hatte sie einen zärtlich liebenden Gatten, und bald darauf ihr ganzes Vermögen verloren, und dieser unersetzliche Verlurst war nicht im Stande ihr den Muth zu benehmen. Adolph fand darinn großen Charakter, und tiefe Denkart, und Sophie — so hieß sie — hatte das wirklich. Adolph dachte, so eine Mitgift findet man eben so selten, als sie gesucht wird, und ist schätzbarer, als alle die eingebildeten Vortheile, die bey gewöhnlichen Ehebündnissen in Betracht gezogen werden. Sogleich suchte er Sophiens Bekanntschaft, gefiel, heurathete sie, und machte sie und

sich

sich selbst glücklich, denn beyde hatten anstatt den Chymären der Eigenliebe, den elenden Streichen der Coquetterie, und den Träumereyen des Stolzes nur wahre Gelüste der Liebe zu befriedigen, die ihnen im Schooße der Natur eine unerschöpfliche Quelle von Seligkeiten öffnete — ihnen Freuden gewährte, die nicht mit Reue verbittert, nicht mit Schmerz begleitet waren — Freuden, die Entzücken in der Seele, und Ruhe im Herzen nach ihrem Genuße zurücklassen.

In=

Inhalt und Anwendung
sämmtlicher Erzählungen.

1.) Der Vezier, oder: man beurtheilt die Größe der Menschen falsch, wenn man glaubt, daß das Glück in selber bestehe.

2.) Almanzir und Zera, oder: an Höfen muß man behutsam seyn.

3.) Milord Fortvel, oder: es ist ein seltnes Glück für ein Mädchen, die in unglücklichen Umständen ist, wenn sie in die Hände eines rechtschaffenen Mannes fällt.

4.) Orza, oder: der Mensch ist nicht so, sondern nur Leidenschaften und Umstände bilden ihn so.

5.) Melide, oder: ein Weib, das eitel ist, opfert alles ihrer Eitelkeit auf: und wie viel Weiber sind es nicht?

6.) Ritter Alphons, oder: inner den Klostermauern herrschen die Leidenschaften, wie außen.

7.) Das Gespenst, oder: Geistererscheinungen sind meistentheils natürlich.

8.) Lindor, und das Glück: oder: der Mensch lernt erst sein Glück kennen, wenn er alles versucht hat, wo er das Glück zu finden glaubte, und es nicht fand,

9.) Adolph Reinthal, oder: den Menschen führt selten Warnung und guter Rath, sondern nur Erfahrung zur Weisheit und zum Glücke.

Anwendung.

Zur Geschichte des Veziers. Charakter eines edeldenkenden Mannes am Hofe. Undankbarkeit des Publikums gegen die besten Minister. Ursachen davon in der Ungerechtigkeit der Menschen, und unserer übertriebenen Selbstschätzung. Wankelmüthigkeit des Publikums, das sich nach den Umständen der Zeit richtet; jetzt verfolgt, jetzt wieder erhebt. Der Gerechte kann gedrückt und verfolgt werden; aber immer tritt die Tugend wieder herrlicher hervor.

Zu Almanzir und Zera. Von den Launen der Grossen. Reiche Menschen lieben selten den Menschen als Mensch, meistens nur wegen sich selbst. Wer an Höfen lebt, muß sehen, hören, und schweigen können. Es ist nicht gut, die Wahrheit zu sagen, wenn man ihre Aussprüche nicht mit Klugheit verbindet. Beym Verlurste des Glückes schwinden die Freunde. An Höfen lieben sich die Menschen selten. Die meisten lieben sich nur selbst, und bedienen sich anderer zum Instrumente ihrer Absichten.

Zu Milord Fortvel. Für einen Gutgesinnten ist es hart, in der Welt zu leben. Er wird von allen Seiten betrogen und angeführt. Erfahrung kann uns leicht zum Menschenhaß bringen, zur Niedergeschlagenheit; manchmal zum Selbstmord, wenn man nicht auf seiner Hut ist, und die Welt ansieht, wie sie ist. Giebt es gleich wenige gute Menschen, so giebt es doch einige. Umstände entscheiden oft über das Schicksal der Menschen. Armuth und Elend führen zum Verderben. Manches unglückliche Mädchen ist mehr das Opfer des Elendes, als das Opfer der Wohllust. Es giebt wenige Menschen, die edel genug sind, die in Armuth schmachtende Schönheit nicht zu mißbrauchen. Groß und bewundernswürdig ist der Mann, der so denkt, wie Milord Fortvel.

Zu Orza. Man vergißt bald die besten Grundsätze der Erziehung, wenn man in die Welt tritt. Die gefährlichste Leidenschaft ist die erste Leidenschaft der Liebe. Fällt ein Jüngling in böse Hände, so wird er das, was seine Geliebte aus ihm bildet — ein Narr, oder ein Dummkopf. Leidenschaftliche Menschen

leben

leben in einer Art von Taumel. Wie sinnlicher der Mensch ist, je schwächer ist er, je mehr aufgelegt zu jedem Verbrechen. Menschen, die viel über lange Weile klagen, haben sehr viel Leeres in ihrer Seele. Sie unterhalten sich wenig mit sich selbst, denn ihre Seele ist leer und kalt. Daher der Grund aller Tändeleyen. Man sucht alles von aussen, nichts von innen, und so verträumen die meisten das Leben, bis sie auf ewig einschlafen. Willst du jemanden aus seinem Schlummer wecken, so thu es mit Bescheidenheit, sonst fährt er dich mürrisch an, kehrt sich um, und schläft wieder ein.

Zu Melide. Die Eitelkeit der Weiber bringt großes Unheil in der Welt hervor. Ein Weib, das wenig eitel ist, ist ein großes Weib, und wenn es auch eine nur weniger als andere ist, so ist sie schon bewundernswerth.

Zu Ritter Alphons. Der Mensch trügt sich, wenn er glaubt, daß Kleid und Ort seine Sitten bestimmen. Der Mensch ist überall Mensch, und wen sein Herz nicht zum guten Menschen macht, den macht der Schleyer und der Mönchsrock nicht dazu.

Zur Geschichte des Gespenstes. Geistererscheinungen haben meistentheils unsere Einbildung, oder den Betrug zum Grunde. Ein vorurtheilsfreyes Herz entdeckt den Betrug am leichtesten.

Zu Lindor und das Glück. Jeder Mensch will glücklich seyn, und jeder sucht das Glück auf verschiedenen Wegen. Wahrhaft glücklich sind wenig Menschen, denn der meisten Glück besteht nur in der Einbildung. Unsere Leidenschaften sind die Hindernisse unsers Glückes, denn sie führen uns irre. Bedürfnisse sind der Ursprung unsers Elendes. Wie wenigere der Mensch hat, je glücklicher ist er; aber nur Weisheit führt ihn zu diesem Glücke, und zur Weisheit führet nur langes Nachdenken, Selbstbeobachtung, Beobachtung anderer Menschen, und angewendete Erfahrung.

Zu Adolph Rheinthal. Der junge Mensch glaubt selten dem Rathe der Erfahrnen, daher bildet auch das Bücherlesen weniger, als Anwendung des Gelesenen. Glücklich der, den Erfahrung zur Weisheit führt. Es sind nicht viele Menschen, die aus ihrem Schlummer erwachen. Eingeknädet in den Teig der Sinnlichkeit seufzet unsere Seele nach Freyheit in dem Kerker der Leidenschaft.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Omars Lehren, oder Biographien zur Menschenkenntniß Ein Buch für die Welt, wie sie ist, nicht wie sie seyn soll

Bd.: 2

München (1791)

P.o.germ. 294-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107599-0
VD18 80258026-001